

Churfürst Maximilian I.

Jockel vom Thal.

Eine Geschichte
aus der Zeit des Churfürsten Maximilian I.
von Bayern.

Von
Dr. Ludwig Lang.

Mit vier Illustrationen.
Zeichnung von Toni Muttenthaler.
Holzschnitt von Jos. Lechner.

Neuntes Bändchen
der „Lebensbilder aus der Geschichte Bayerns und seiner Fürsten."

Augsburg 1854.
Verlag der B. Schmid'schen Buchhandlung.
F. C. Kremer.

Druck der F. C. Kremer'schen Buchdruckerei in Augsburg.

Vorrede.

In dem Plane, nach welchem die „Lebensbilder aus der Geschichte Bayerns und seiner Fürsten" angelegt sind, ist hauptsächlich der Zweck in's Auge gefaßt, der vaterländischen Jugend die Großthaten der erhabenen bayerischen Fürsten und des Volkes vorzuführen und sie damit zur Treue und Hingebung an das Vaterland zu begeistern. Da Beispiele die besten Lehrer sind, so werden in den meisten der „Lebensbilder" Personen geschildert, welche die heiligen Pflichten der Vaterlandsliebe treu geübt und nicht minder dem katholischen Glauben unverbrüchlich zugethan gewesen, deren Beispiel also zur eifrigen Nachahmung der nämlichen Tugenden anspornen muß. Indem ich es übernahm, die Geschichte des großen Churfürsten Maximilian I. zu erzählen, hatte ich gar nicht nöthig, ein Beispiel der innigsten

Frömmigkeit, der reinsten Sittlichkeit, der treuesten Vaterlandsliebe erst zu ersinnen; es bot sich mir von selbst dar in dem Leben des hohen Fürsten. Daher ist er die Hauptperson in der folgenden Erzählung; sein ganzes Leben ist die lauteste Predigt der edelsten Tugenden. Und wer sollte ein Fürstengeschlecht nicht ehren, das einen Maximilian zu den Seinigen zählt? Wer sollte nicht stolz sein, einem Volke anzugehören, oder mit ihm unter Einem Scepter zu leben, das so heldenmüthig für die edelsten Güter kämpfte und Alles opferte, wie das bayerische unter Maximilian? Wer die Geschichte des großen Churfürsten kennt, findet in ihr die herrlichsten Beispiele der großartigsten wie der bescheidensten Tugenden, und in diesen glänzenden Beispielen selbst die mächtigste Mahnung, ihnen zu folgen. Das bayerische Volk jener Zeit aber hat an der Größe Maximilian's keinen geringen Antheil; des Volkes Treue, Liebe und hingebende Aufopferung machte es dem Churfürsten möglich, den Krieg, in welchem er zur Vertheidigung des alten Glaubens und des Reiches das Schwert gezogen, mit einem größeren Nachdruck zu führen als alle anderen, selbst mächtigern Fürsten. Doch macht nicht nur der Kriegsruhm allein die Größe Maximilian's; seine Frömmigkeit und Weisheit gewähren

ihm ein noch stärkeres Anrecht auf ein unsterbliches, gesegnetes Andenken. Seine sittliche Größe verdankt Maximilian der weisen Erziehung, die ihm sein Vater gegeben, und der kindlichen Hingebung, mit welcher er des Vaters Sorgfalt belohnte. Daher habe ich auch von der Jugend Maximilian's erzählt; möge die vaterländische Jugend, der ich dieß Bild des hohen Fürsten vorführte, davon sich angeregt und begeistert fühlen, in die Fußstapfen des edlen Prinzen zu treten!

Ich mußte die Geschichte des großen Churfürsten enger zusammendrängen, als es mir lieb war; der „Jockel" konnte daher um so mehr nur kärglich bedacht werden, und seine kurze Lebensgeschichte diente mir hauptsächlich dazu, einen Theil der Sitten und Ansichten und des vielbewegten Lebens und Treibens jener Zeit zu schildern. Ich habe mich bemüht, gegenüber der herrlichen Heldengestalt des Churfürsten den „Jockel" als ein ganz gewöhnliches Menschenkind zu zeichnen, das manche gute Regungen hat, aber unter der Botmäßigkeit seiner Leidenschaften steht, bis ihm die Gnade Gottes und das Aufbrechen lang darnieder gehaltener guter Keime zu einem bußfertigen Ende verhilft. Auch sein ungleich besserer Bruder Martin hat seine Fehler, wie jeder auch noch so gute Mensch; aber er hat auf

sich selbst besser Acht als Jockel und kann darum nicht so tief sinken. Das ist die Sittenlehre, die aus dieser Geschichte zu ziehen ist.

Zur Darstellung des Lebens und der Thaten Maximilian's habe ich hauptsächlich des Frhrn. v. Aretin treffliche, leider unvollendete „Geschichte Maximilian's" und „Bayerns auswärtige Verhältnisse seit dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts," Zschokke's „bayerische Geschichten," Peter Philipp Wolf's „Geschichte Maximilian's I. und seiner Zeit," v. Falkenstein's „Geschichte von Bayern," Adelzreiter's Annalen des bayerischen Volkes" und eine Reihe kleinerer in die Geschichte jener Zeit einschlägiger Schriften benützt.

Glänzend steht der Name Maximilian in der bayerischen Geschichte da, von jenem ersten Fürsten, der ihn trug, und dessen Bild ich hier zu entwerfen versuchte, bis auf den ruhmreich jetzt regierenden Herrscher, der auch, wie jener, schon die Treue seines Volkes in schwerer Zeit erprobt hat, und den der Allmächtige fürder segnen möge!

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Zwei Hochzeiten.

Im Februar des Jahres 1568 ging es in München laut und herrlich zu: die Straßen der Stadt wimmelten von Schaaren hoher Herren und ihrer Diener, an deren Pracht und Tracht die guten Münchener sich nicht satt schauen konnten. Am 15. Februar hatte dieß Wesen begonnen und dauerte, bis mit dem Ende des Monats die vornehmen Gäste nach und nach wieder abreisten.

Das war die Hochzeitsfeier Wilhelm's V., Herzogs in Bayern, mit Renata, der Herzogin von Lothringen. Die Ankunft des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich aus Innsbruck, Sonntags, den 15. Februar, eröffnete die Reihe der Festlichkeiten. Der hohe Herr kam mit einem überaus staatlichen und glänzenden Gefolge und mehr als siebenhundert Rossen. Zwei Edelleute vom Hofhalt des Herzogs, Graf Albert von Leonstein und Wilhelm della Scala, waren mit einem Gefolge von dreihundertfünfzig Pferden dem Erzherzog bis an die bayerische Grenze bei Rosenheim entgegengezogen und kamen jetzt mit ihm zurück; ein nicht minder großes Gefolge hatte Wil-

helm selbst dem lieben Gast bis Perlach entgegengeführt, und als er wieder heim kam, zur Linken Ferdinand's reitend, mischte sich in das Geschmetter zahlloser Trompeten der tausendstimmige Jubelruf der Münchener, die von den Wällen und Mauern am Isarthor herab den endlos langen Zug betrachteten.

Am 17. ritt Herzog Wilhelm mit mehr denn dreihundert Pferden aus dem Neuhauserthor und führte den Cardinal Otto, Bischof von Augsburg, in die Stadt, der mit dreißig Herren und Vasallen herüberkam, um als Gesandter des Papstes die Trauung vorzunehmen. Am folgenden Tage zogen der Großmeister des deutschen Ordens, als Gesandter des römischen Kaisers Maximilian II., und mit einem Gefolge von achthundert Pferden Erzherzog Carl von Oesterreich, zuletzt aber noch Renata's Tante, die verwittwete Pfalzgräfin von Rhein, eine dänische Königstochter, mit einem glänzenden Gefolge von hohen Herren und schönen Damen in München ein. Aber wie waren die Damen starr von der winterlichen Kälte, die nach wenigen warmen Tagen mit Wind und Schnee das Land heimgesucht hatte! Das Reisen war damals keine so leichte Sache wie jetzt, selbst für vornehme Leute nicht; denn es waren nicht nur die Wege noch nicht so gut, wie heutzutage, wo man zumeist gar auf eisernen Straßen fährt, sondern auch die Wägen waren über die Maßen schwerfällig. Solch eine Kutsche sah aus wie ein Himmelbett, das auf vier

Rädern lag. Die Hinterräder waren sehr hoch, die vorderen sehr niedrig. Statt der Federn standen vorne und hinten zwei eiserne Träger in die Höhe, an denen in breiten ledernen Tragbändern oder gar in eisernen Ketten der Kasten hing. Die Achsen waren von Holz, vertrugen es also nicht, daß man lange und schnell fuhr.

Eberhard, der Sohn des Herzogs von Würtemberg, und der Erzbischof von Salzburg trafen am 20. Februar ein, und spät am Abend desselben Tages kam noch Christine, die Königstochter von Dänemark, in einer mit schwarzem Sammt herrlich verzierten Sänfte; sie war die Großmutter der erlauchten Braut. Der Herzog von Medici sandte einen edlen Herrn von seinem Hofe; auch die Könige von Spanien und Polen, viele deutsche Fürsten und die freien Reichsstädte Nürnberg und Augsburg hatten Abgeordnete geschickt. Solch hoher Ehren genoß in Europa und im Reiche das Haus Wittelsbach!

In der Morgendämmerung des 21. Februars fegte ein rauher Nordwind durch die Gassen von München, lustig aber klangen die Trommeln, Pauken, Trompeten und Hörner; die beiden Erzherzoge von Oesterreich und andere hohe Gäste fanden sich zusammen, um mit ihrem staatlichen Gefolge gen Dachau zu ziehen, wo am neunzehnten die fürstliche Braut mit ihrem Oheim, dem Herzog von Baudemont, mit ihrer Schwester Dorothea von Lothringen und vielen vornehmen Herren aus

Frankreich, Italien und Deutschland eingetroffen war. Es waren dreitausend fünfhundert Reiter, die aus München nach Dachau zogen. Zwei Stunden darnach ritt auch der Bräutigam aus, begleitet von seinem Vater Herzog Albert und vom Großmeister des deutschen Ordens, von den bayerischen Grafen, Baronen und Herren und von den meisten Gesandten der auswärtigen Fürsten. Hundertundfünfzig Edelknechte der Herzoge von Oesterreich und Bayern umgaben diese Herren. Herzog Wilhelm trug einen prächtigen scharlachrothen Mantel mit carmoisinrothem Kragen und mit Gold verbrämt, Beinkleider und Wamms so reich mit Gold gestickt, daß man ihre Farbe nicht erkennen konnte, einen kostbaren Hut mit Gold und Diamanten geziert. Eine große Zahl Diener und Knechte ging zu Fuß in schwarzen Sammtröcken mit gelber Stickerei am linken Aermel; ihre Beinkleider waren von rothem, gelbem und weißem Sammt, die Kopfbedeckung war schwarz mit rothen, gelben und weißen Federn. Ueber hundert Trabanten in Röcken von schwarzem Tuch mit seidenen breiten Streifen von schwarzem Sammt und mit Baretten in den genannten drei Farben gingen zur Seite.

Bei dem Dorfe Neuhausen, eine Stunde von München, standen ungefähr dreißig Schritte von einander entfernt zwei Zelte, jedes mit zwei Thüren; die erlauchten Fürsten traten in eines derselben, um der Ankunft der Braut zu harren. Es dauerte nicht lange, so erblickte man Reiter auf der Straße von Dachau her, und in ihrer Mitte

ward die Herzogin Renata in einer prächtigen, mit rother Seide ausgeschlagenen Sänfte von zwei muthigen Maulthieren getragen. Unfern der Zelte verließ sie die Sänfte und bestieg einen glänzend weißen Zelter, welcher eine Decke von carmoisinrothem Sammt hatte. Vor dem noch leeren Zelte stieg sie wieder ab, trat in dasselbe, verließ es aber gleich, um dem Bräutigam entgegenzugehen, der eben auch aus seinem Zelte trat. Mit lieblicher Anmuth reichte die Braut dem Bräutigam und dem erhabenen Schwiegervater, Herzog Albert, die Hand. Sie trug ein carmoisinrothes Seidenkleid, auf dem aus Gold und Silber Figuren eingewebt waren, mit einem fast vier Finger breiten Saum, auf den große Perlen und Rubinen genäht waren. Auf dem Haupte trug sie Blonden, herrlich gearbeitet, mit Perlen und Rubinen besetzt, und Perlenschnüre, welche wie eine Krone die Stirn umgaben; von der aus Diamanten, Rubinen und Perlen bestehenden Halskette hing ein Rubin von unschätzbarem Werth auf die Brust herab, der Hut endlich war nicht minder mit unzähligen kostbaren Perlen geschmückt. Solch verschwenderischen Prunk liebte man damals bei festlichen Gelegenheiten, und die Behäbigkeit jener Zeit gestattete ihn. Heutzutage treten mächtigere Monarchen weniger kostspielig in ihrer Kleidung und einfacher in ihrer Umgebung auf, und dieß ist auch wieder gut und zeitgemäß.

Nachdem Braut und Bräutigam sich begrüßt hatten, hielt Graf Carl von Zollern, des Königs

von Spanien Gesandter, im Namen des Bräutigams eine französische Rede über das bevorstehende für Bayern, ja für ganz Deutschland so freudenreiche Ereigniß und dankte schließlich Gott dafür, daß er dem edlen Wittelsbacher eine so liebliche Braut zugeführt. Während der nachfolgenden Begrüßungen wurden nicht ferne von den Gezelten hundertundachtzig Donnerbüchsen abgeschossen, gewaltige Feuerrohre, welche in ihrer Größe und Schwerfälligkeit die Mitte hielten zwischen Kanonen und Büchsen. Ein Geschütz zersprang, aber glücklicher Weise wurde Niemand beschädigt. Die schnell aufeinanderfolgenden schweren Schüsse machten ein solches Getöse und erschütterten dermaßen die Luft, daß nach dem Chronikbericht das düstere Schneegewölk sich theilte, der Himmel freundlich sich aufthat, uud die liebe Sonne mild auf das Fest herniederschien. Unter dem Donner der Geschütze setzte sich der Zug wieder in Bewegung nach der Stadt zu, Mann an Mann, Roß an Roß. Es waren im Ganzen fünftausend sechshundert und vierzig Reiter, und als die ersten derselben zum Neuhauserthor einritten, befand sich die hohe Braut draußen noch in ihrem Gezelte. Vor diesem stand ein schöner goldener Wagen, bedeckt mit herrlichem Tuche von breiter goldener Einfassung und geziert mit vier Löwen, zwei auf der Vorder- und zwei auf der Rückseite, welche mit den Pfoten die Wappen von Oesterreich, Bayern und Lothringen hielten. Sechs Schimmel mit Decken von carmoisinfarbigem Sammt

und Seide und goldenen Fransen zogen den Wagen, den Renata mit ihrer Schwester und zwei anderen Damen bestieg. Vor dem Wagen ritt die ganze Menge der vornehmen Herren, deren Gefolge schon vorausgezogen war. Das Fußvolk schloß den Zug unter unausgesetztem Schießen, indem bald Einzelne, bald Zehn, bald Zwanzig zusammen Feuer gaben.

Als die hohe Braut sich der Stadt näherte, dröhnte von den Mauern, Thürmen und Festungswerken der Donner der Feldschlangen, Kanonen, Cartaunen, Mauerbrecher und ähnlichen Geschütze, deren vierundsechzig auf dem Berg bei dem Neuhauserthor, und über fünfzig auf den Basteien und Mauern vom Sendlinger bis zu unsers Herrn Thor und zum Feilthurm aufgestellt waren. Aus den großen Stücken wurden je zwei, aus den kleinen je achtzehn Schüsse abgefeuert. Zu diesem furchtbaren Lärm halfen noch die Trompeten, Hörner, Pauken und Trommeln der Bürger und der Reiter, die alle zusammen musicirten. Jeder Gast und jeder bayerische Herr hatte in seinem Reitergefolge einige Trompeter und Paukenschläger, die Erzherzoge von Oesterreich hatten deren sechzig mitgebracht.

Auf den Straßen der Stadt, durch welche der Zug nach der Frauenkirche sich bewegte, nämlich in der Neuhauser und Kaufingergasse und auf dem Schrannenplatz war ein solches Gedränge schaulustiger Leute, daß man kaum hindurch kommen konnte. Viele gingen, selbst mit Lebensgefahr, zwischen den

Reitern. Dennoch geschah kein Unglück, ja es ward nicht einmal Jemand erheblich beschädigt. Alles aber schrie einstimmig: „Es lebe Wilhelm und die schöne Renata!"

In der Frauenkirche waren schon der Erzbischof von Salzburg, der Bischof von Freysing, der Cardinalbischof Bischof von Augsburg, ein Theil der Domherren von Freysing und Augsburg und alle Geistlichen der Stadt und, nebst den adeligen Damen der Stadt, die bayerischen Prinzessinnen und die erlauchten Frauen Anna von Oesterreich, Dorothea von Dänemark und Jakobine von Baden versammelt. Unter Glockengeläute und Trompetenschall trat Herzog Wilhelm, indeß vor dem großen Thore der Kirche alle Fürsten stehen blieben, mit der Braut in die Kirche und knieete mit ihr vor den Stufen des Chores auf Kissen von rothem Sammt nieder. Der Cardinal wendete sich mit einem goldenen Kreuze in der Hand zu ihnen, reichte es ihnen unter salbungsvollen Worten zum Kusse, besprengte sie mit Weihwasser und ertheilte ihnen den Segen. Hierauf traten Braut und Bräutigam mit den andern fürstlichen Personen und Gesandten in den Chor, in welchem Tapeten von rothem Sammt und Atlas bis auf den Boden herab hingen. Der Hochaltar war mit Gold und Silber, Seide und Stickerei reich verziert. Zwischen ihm und dem alten *) Grabmal Kaiser Ludwigs des Bayers von

*) Ueber diesem wurde i. J. 1622 durch Herzog Maximilian

schimmerndem Porphyr war eine drei Fuß hohe Bühne errichtet, bedeckt mit goldgestickten Tüchern und Kissen; hier knieete das hohe Brautpaar zu einem kurzen Gebete nieder, dann stimmte der Cardinal von Augsburg das Tedeum an, welches der kunstgeübte Sängerchor nach der Melodie Orlando's di Lasso fortsetzte. Nach dem Segen des Cardinals verließ die hohe Versammlung die Kirche und begab sich in staatlicher Ordnung zum Theil in die Residenz, zum Theil in die bestimmten Quartiere.

Am 22. Februar, an dem Hochzeitstage, war zuerst Messe, dann Hochamt in der herzoglichen Hofkapelle, dem der Hof und die hohen Gäste beiwohnten. Nachmittags zur Vesper in der Frauenkirche läuteten alle Glocken der Stadt zusammen, und die Bürger stellten sich mit glänzenden Waffen als Ehrenwache an den Thoren der Kirche auf. In den Straßen nicht bloß, sondern auch auf den Dächern und Giebeln der Häuser sammelte sich das Volk, und die Sonne schien hell und warm aus dem wolkenlosen Himmel auf das muntere Treiben hernieder.

Die Fürsten und hohen Herren geleiteten die erlauchte Braut nebst den übrigen Damen aus ihrem Gemach und stiegen dann zu Pferde, um in die Kirche zu ziehen. Pauken- und Trompetenschall und Glockengeläute begleitete den Zug und den

---

ein prachtvolles Monument errichtet, das damals als ein Weltwunder angestaunt wurde.

Eintritt in die Kirche. Die Braut trug ein Kleid von Brocat mit silbernen und azurblauen Streifen, einem breiten mit Perlen und Diamanten geschmückten Saume und einer langen Schleppe. Den Hals zierte eine Kette der kostbarsten Edelsteine und ein wie helles Licht funkelnder Diamant im Werth von sechzigtausend Gulden. Das Haupt bedeckte ein Häubchen mit Perlen und Diamanten im Werth von dreißigtausend Gulden. Der Bräutigam trug Beinkleider, Wamms und Kollet mit Silber gestickt, ein Oberkleid von schwarzem Sammt mit wohlriechendem Zobelpelz gefüttert, ein Barrett mit Perlen und Diamanten geschmückt. An der Schnalle des Gürtels und am Griffe des Degens und Dolches waren die geschmackvollsten Verzierungen von massivem Golde in erhabener Arbeit angebracht.

Am Altar außerhalb des Chores stand der Cardinal und begann die Trauungsceremonien. Aus der Hand des Bräutigams nahm er einen kostbaren Ring, aus der der Braut einen Kranz von seidenen, mit Edelsteinen geschmückten Blumen und Blättern, legte beide auf einen goldenen Teller und segnete sie. Hierauf fragte er in lateinischer Sprache den Bräutigam, ob er als rechtmäßige Braut die Herzogin Renata heimführen wolle: Herzog Wilhelm gab alsbald die geziemende Antwort. Nun fragte der Cardinal auch die Braut, ob sie Herzog Wilhelm zum Manne haben wolle: Renata erröthete und wandte sich zu ihrer erlauchten Mutter Christine und bat sie, sich verbeugend um die



IX. Bochn. Zu S. 10.

Erlaubniß, die geziemende Antwort geben zu dürfen. Die hohe Frau erhob sich von ihrem Sitze, nahm die Tochter bei der Hand und sprach die Einwilligung aus. Jetzt erst antwortete die Braut mit Ja, und der Kardinal ergriff ihre und des Bräutigams Hand und steckte betend an der Braut Finger den Ring und legte den Kranz auf das Haupt des Bräutigams. Nun trat die ganze Versammlung in den Chor, und der Cardinal stimmte die Vesper von der allerheiligsten Dreieinigkeit an und schloß sie mit dem feierlichen Segen.

Nach der Rückkehr aus der Vesper, zwischen fünf und sechs Uhr Abends, setzte man sich in der herzoglichen Burg, der Neuveste, zum Hochzeitmahl, an dem die fürstlichen Personen und die Gesandten Theil nahmen, und wobei bayerische Grafen und Barone aufwarteten. Zwischen den kostbaren Speisen wurden die sogenannten Schauessen aufgetragen, eine sonderbare Zuthat, die ich wohl auch noch schildern muß, da ich es einmal unternommen habe, meinen jungen Lesern das Hauptsächliche von der Hochzeitfeier des Herzogs Wilhelm mitzutheilen. Die Sitten und Gebräuche früherer Zeiten kennen zu lernen, ist für die Jugend nicht minder wichtig und belehrend, als die äußere Geschichte des Vaterlandes und seiner ruhmvollen Herrscher.

Mit dem ersten Gericht erschienen drei kunstreich verfertigte Schiffe, an deren Mastbäumen die zehn Lebensalter des Menschen abgebildet waren; ferner Christus der Herr mit der Samaritin am

Brunnen, Judith mit dem Haupte des Holofernes, Alles in Wachs bossirt und mit Farben bemalt. Das zweite Gericht begleiteten folgende aus Wachs gefertigte Darstellungen: die Gerechtigkeit mit Wage und Schwert, Paris mit dem Apfel in der Hand zwischen Juno, Minerva und Venus, Susanna mit den drei Alten. Mit dem dritten Gericht kamen folgende Bilder zur Tafel: Christi Taufe im Jordan, Magdalena in einer Höhle von Engeln umgeben, Adam und Eva vor dem Baum der Erkenntniß. Beim vierten Gerichte erschienen die römische Lucretia, Simson mit dem Löwen, die Verwandlung der Melusine in eine Sirene; zum fünften Gericht zwei turnirende Ritter, deren Rosse sich wie lebendig bewegten; drei Adler, je einen Arm lang, und drei Pelicane, alle von Butter: zum sechsten Gericht drei Labyrinthe und ein Gastmahl darin, woran drei Damen und drei Ritter saßen, drei Oefen, in denen Feuer brannte, drei ungarische Kutschen mit Pferden, die gingen; zum siebenten Gericht drei mit Muscatwein beladene Wägen, von sechs sich bewegenden Pferden gezogen, drei ungefähr drei Spannen hohe Castelle, jedes von vier Löwen getragen, welche die Wappen von Oesterreich, Bayern und Lothringen hielten, Josua mit den Hebräern beim Uebergang über den Jordan, endlich ein vornehmer Herr mit einem Hanswurst. Alle Schaueßen des sechsten und siebenten Gerichtes waren vom feinsten Backwerk verfertigt. Mit den Früchten wurden auch

drei Gärten aufgetragen mit verschiedenen Bäumen und Blumen. In denselben saßen die heidnischen Göttinen Pomona, Ceres und Diana.

Während des Mahles hatte die herzogliche Kapelle, welche damals durch die Kunstfertigkeit ihrer Mitglieder und den Namen ihres Direktors, Orlando di Lasso, in ganz Europa berühmt war, die herrlichsten Musikstücke gespielt. Unter der Leitung Orlando's sangen sodann zum Nachtisch, der aus einer Anzahl von Braten, Geflügel und Fischen bestand, die ausgezeichnetsten Sänger Quartette. Beim Nachtisch befand sich eine sehr kunstvolle bildliche Darstellung, die ich auch noch beschreiben will. Unter einem schönen Baum, das menschliche Leben bedeutend, saß ein Mensch; die eine Hälfte des Feldes rings um den Baum war trocken und dürr, die andere bedeckt mit grünem Grase und tausend mannigfaltigen Blumen. Auf dem dürren Felde, das alte Testament bedeutend, stand ein Prophet und deutete dem Menschen unter dem Baume an, daß er verbannt sey; Israeliten tanzten um das goldene Kalb, und seitwärts stand die von Moses am Kreuz erhobene Schlange. Auf dem grünenden Felde erblickte man Johannes den Täufer, die heilige Jungfrau Maria, Christus den Herrn am Kreuze und unter ihm ein Lamm, auf welches Johannes mit der Linken hinwies, und endlich die Auferstehung des Herrn.

So liebten es unsere Vorfahren und ihre edlen Fürsten, auch mitten im Genusse der Freude sich an

den Spender derselben erinnern zu lassen und die Geheimnisse jener erhabenen Religion sich zu vergegenwärtigen, die zu verbreiten und zu vertheidigen zu allen Zeiten des deutschen uud namentlich des bayerischen Volkes höchster Ruhm und größte Ehre gewesen ist. Auch unter dem Confekt befanden sich noch solche biblische Bilder, künstlich aus Zucker gemacht und mit Farben bemalt: Christus am Oelberge, der Engel, die schlafenden Jünger und der Verräther Judas mit seiner Rotte.

Nach Beendigung des Hochzeitmahles begann der Ball, der bis Mitternacht dauerte, worauf man sich zur Ruhe begab.

Am folgenden Morgen zogen das Brautpaar und die hohen Gäste mit ihrem Gefolge wieder in die Frauenkirche zum Hochamt. Das Gedränge des Volkes vor dem Thore der Kirche war so groß, daß die Hellebardire und Stadtsoldaten der nachschiebenden Masse nicht mehr Meister werden konnten. Da nahm Erzherzog Ferdinand, der eben in der Nähe war, einem Soldaten die Lanze aus der Hand, und ohne daß er von der Waffe Gebrauch machte, wich das Volk zurück, aus Ehrfurcht vor der hohen Person des Fürsten. Als im Hochamt das heil. Evangelium gesungen war, trug man das Meßbuch mit sechs Wachskerzen unter Begleitung von vier Marschällen dem hohen Brautpaar zu, welches es küßte; eine schöne, damals übliche Sitte, welche bedeutet, daß der Fürst stets der Pflicht eingedenk seyn solle, an der Wahrheit zu halten. Nach beendetem

Hochamt knieeten die Neuvermählten vor dem Cardinal nieder und empfingen den Segen; Herzog Albert und alle Fürsten erhoben ihre Blicke und Herzen zum Himmel und flehten zu Gott um ein glückliches langes Leben des geliebten Paares.

Beim Mahl, das nicht minder glänzend war als das des vorigen Tages, wurde beim ersten Gericht eine Pastete aufgetragen, in welcher sich ein dem Erzherzog Carl von Oesterreich gehöriger Zwerg in glänzendweißer Rüstung befand. Der Marschall öffnete die Pastete, und der Zwerg zog sein Schwert, ging, es viermal schwingend, auf der Tafel herum und reichte dem Herzog Wilhelm und der Herzogin Renata, darnach allen fürstlichen Gästen die Hand mit großer Ehrerbietung. Nach der Tafel begaben sich die Fürsten und Damen auf das Rathhaus, wo im großen Saal bis an den Abend getanzt wurde.

Am 24. Februar machte ein vom Erzherzog Ferdinand von Oesterreich veranstaltetes Ringrennen den Schluß der Festlichkeiten. Fast alle Fürsten und Herren nahmen daran Theil, und zwar jeder maskirt; die, welche nicht Theil nahmen, umgaben die Herzogin und die andern Damen, die von den Fenstern des Landschaftshauses auf dem Schrannenplatz dem Spiele zusahen. Unter den Masken gab es viele durch Pracht und Geschmack, andere durch ihre Erfindung ausgezeichnete. Drei der rennenden Ritter z. B. saßen auf den Pferden, deren Hinterfüße Beinkleider, die auf beiden Seiten

bis an den Rückgrad reichten, bedeckten; an den Vorderfüßen hatten sie ausgeschnittene Aermel, unter denen über dem Hufe rings herum die Falten des Hemdes hervortraten; auf dem Kopfe trugen sie ein Barrett von schwarzem Sammt mit rothen und gelben Federn, am Vordertheil des Kopfes eine Maske, welche ein plumpes Gesicht mit langem Bart vorstellte, wodurch diese Pferde Riesen glichen, die auf allen Vieren gingen. Ein Ritter war als Bär, ein anderer als Wolf maskirt. Der Bär saß auf einem Pferde, welches in das Fell eines Stieres, mit Hörnern auf dem Kopfe, eingehüllt war; der Wolf saß auf einem kleinen Pferde, das man in einen Schafpelz gesteckt hatte. Das Ringrennen dauerte von zwölf bis sechs Uhr; nach demselben nahmen die hohen Herrschaften das Abendmahl ein, an das sich ein festlicher Ball anschloß. An den folgenden Tagen verließen die Gäste nach einander die Hauptstadt der Wittelsbacher, deren fleißige Bürger bald wieder mit gewohnter Thätigkeit ihre Geschäfte fortsetzten.

„Vetter, Mutter! das waren Tage, wie sie München seit Menschengedenken nicht mehr gesehen hat!“ rief der ehrsame Blasius Sigl, herzoglicher Trabant und dazu Paukenschläger in der Hofmusik, als er am Abend nach dem Ringrennen zum ersten Mal wieder seit drei Tagen in die bescheidene Wohnung seiner Mutter trat, wo die Braut seiner harrte und ihn mit freudiger Zärtlichkeit empfing. „Sag' mir, Maria,“ sprach er lächelnd zu seiner

Braut, „wer hat dir unter all den großen Herren beim Trauungszuge am besten gefallen?"

„Du, Blasius," antwortete Maria. „Dein Barrett mit den rothen, gelben und weißen Federn ist dir so frisch und lustig über deinem runden bartigen Gesicht gesessen, und der knappe schwarze Rock war dir wie angegossen. Wahrhaftig, du hast schöner ausgesehen, als der gnädigste Herr Wilhelm, der an seinen silbernen Kleidern und den vielen Steinen gewiß grausam schwer hat schleppen müssen!"

„Er wird noch schwerer zu tragen haben, der edle Herr, wenn er einmal den Thron von Bayern besteigen wird. Glaubt mir, meine Lieben," sprach der greise Vetter im Sorgenstuhle, „es werden Zeiten über Bayern kommen, finsterer und trüber als jemals gewesen sind. Ihr zwei jungen Leute könnet sie noch erleben, und wenn nicht ihr, doch gewiß eure Kinder. Ich sehe einen Wittelsbacher dastehen, wie einen Fels im Sturme, als die Säule des deutschen Vaterlandes, als den Beschützer des heiligen Glaubens und der alten Sitten. Die späteste Nachwelt wird seinen Namen unter den glänzendsten nennen. Der Segen, der über die Verbindung Wilhelm's mit Renata ist gesprochen worden, wird seine Kraft bewähren Jahrhunderte lang, und ein Sprößling dieser Ehe wird Bayern auf den Gipfel des Ruhmes erheben, aber auch die bitterste Noth mit seinem Volke tragen müssen."

Der diese prophetischen Worte sprach, war ein ehrwürdiger Priester, tiefgebeugt von Jahren und

Leiden, aber stark am Geist durch Wissenschaft und Frömmigkeit und durch ein sittenreines, arbeitsvolles Leben, das nur dem Dienste Gottes und dem Wohle der Mitmenschen geweiht war. Fünfzig Jahre hatte er in einem Franziskanerkloster in Sachsen gelebt; als es aufgehoben ward, zerstreuten sich seine Ordensbrüder in alle Welt; die einen schwuren ihren Glauben ab, andere ergriffen ein bürgerliches Gewerbe, wieder andere traten in den Weltpriesterstand, nur Franz suchte mit zwei Brüdern ein anderes Kloster und fand endlich Aufnahme im Franziskanerkloster zu München. Von Zeit zu Zeit besuchte er seine Nichte, die Mutter des Blasius, die auch schon eine bejahrte Frau war, da ihr Sohn nicht mehr zu den Jüngsten gehörte. In ihrem kleinen Hause im Thal herrschte eine musterhafte Ordnung und Frömmigkeit, und es machte ihm Freude zu sehen, wie die wackere Frau ihren bald vierzigjährigen Sohn, der nach Art der Hofbedienten manchmal gern über die Stränge schlug, sammt dem ganzen kleinen Hauswesen bei Zucht und Ehren erhielt.

Jetzt war es daran, daß Blasius heirathen sollte. Die Mutter hatte ihm unter den Bürgerstöchtern der Nachbarschaft eine fromme Jungfrau zur Frau ausgesucht, von der sie hoffen konnte, daß sie den etwas leichtfüßigen Blasius mit Ernst und Güte auf dem Wege des Rechtes erhalten werde. Auf den Abend, an dem ich meinen Lesern den herzoglichen Trabanten und Paukenschläger vorgeführt,

folgte sein Hochzeittag. Pater Franciscus, der greise Vetter, traute das Paar in der St. Peterspfarrkirche; zugegen waren zwei Vettern, fünf Basen und einige gute Freunde und Nachbarn. Wie war da Alles so klein, so ärmlich, so über die Maßen bescheiden, obwohl der Mutter Grethe eichener Silberkasten einige hinter Rosenkränzen versteckte heimliche Fächer hatte, in denen harte Thaler in hübscher Zahl auf Erlösung harrten. Auch das Hochzeitmahl kam auf viele hundert Meilen Weges nicht dem herzoglichen gleich, bei welchem der Blasius in der frohen Aussicht auf seine eigene nahe Hochzeit lustig auf die Pauken losgeschlagen hatte; aber eine köstliche Würze waren die heitern Gespräche und Scherze des geistlichen Herrn Vetters, der im Verein mit einem lustigen Nachbar und dem guten, vom Herzog geschenkten Weine die kleine Gesellschaft in die munterste Laune versetzte. Darum weil der Unterschied zwischen den zwei Hochzeiten so groß gewesen, ist auch in meiner Beschreibung derselben diese Kluft sichtbar; von der Hochzeit des Herzogs habe ich viele Seiten geschrieben, die des Blasius aber muß sich mit einer einzigen, die nicht einmal ganz voll davon ist, begnügen. Dafür aber ist aus der Ehe des Herzogs Wilhelm mit der schönen Renata von Lothringen eine Reihe von zehn Kindern entsprungen, deren sechs groß und berühmt in der Geschichte dastehen, während des Paukenschlägers zwei Buben nicht sonderlich großer Ehren vor der Welt sind theilhaftig geworden.

Zweites Kapitel

Der Jockel vom Thal.

Sieben Jahre nach seiner Heirath mit Maria Grießbeckin, der Schneiderstochter vom Thal Petri, erhielt Blasius Sigl einen Sohn, der in der heiligen Taufe Jakob, daheim aber Jockel genannt wurde. Auferzogen mit Milch, Brod und Biersuppen, welche Gerichte von Zeit zu Zeit durch Straffasten schmackhafter gemacht wurden, wuchs der Jockel zu einem starken, rüstigen Burschen heran. Er zeigte aber nicht den frommen, ernsten Sinn der Mutter, sondern gerieth nach dem Vater in der Raschheit der Gemüthsart und in einem etwas hochfahrenden Wesen, das die Aeltern, die Großmutter und der Vetter Franciskaner mit Mühe zu dämpfen suchten. Immerhin jedoch hatte Pater Franz die meiste Gewalt über den Buben; er verstand es, Ernst und Milde zugleich zu handhaben, und dadurch wurden in Jockels empfänglichem Gemüthe die Grundlagen zu vielen guten Eigenschaften gelegt, denen nur die sorgfältige Pflege fehlte, um zu Tugenden zu werden. Von drei vor Jockel gebornen Kindern des Blasius starben zwei; das älteste aber, Martin, blieb am Leben.

Herzog Wilhelm residirte mit seiner Gemahlin Renata in Landshut, so lange sein Vater, Albert V. lebte. Die Ehe des hohen Paares war eine sehr glückliche, da innige Frömmigkeit und hohe Tugend die Grundlage der gegenseitigen Liebe war.

Renata war ein Muster edler Sanftmuth und wahrer Gottergebenheit. Werke der Barmherzigkeit zu üben war ihre größte Freude; beinahe ihr ganzes Einkommen verwendete sie auf Almosen und wohlthätige Stiftungen.

Als Albert V. am 24. Oktober des Jahres 1579 in der Frauenkirche zu München in die Gruft gesenkt worden war, bestieg Wilhelm V. in einem Alter von einunddreißig Jahren den herzoglichen Stuhl von Bayern. Seine hohe Leibesgestalt und die Würde seines Antlitzes flößten Jedem, der ihn sah, Ehrfurcht ein. Seine Augen waren hell und groß, die Nase wohlgebildet, das Haupt glatt geschoren, nur Kinn- und Schnurrbart ließ er stehen. Bei seinem einnehmenden Aeußern war er auch ein Fürst von hoher Weisheit, ausgerüstet mit Scharfblick und gründlichen Kenntnissen, und besaß eine tiefe Einsicht in die Zeitverhältnisse. Sein Sinn aber war stets mehr nach oben gerichtet, viele Stunden des Tages brachte er betend zu, daher erhielt er und verdiente den Beinamen des Frommen. Ihn schmückte alle Demuth des Christen, alle Milde des gütigen Hausvaters. In seiner Jugend liebte er die Jagd und das Ballspiel, als er Regent wurde, gab er sie auf. Während seiner ganzen neunzehnjährigen Regierung war er bemüht, von Bayern die Folgen der Zwietracht ferne zu halten, welche damals, veranlaßt durch die Glaubensspaltung, Deutschland zerriß, und sein edles Streben war ein gesegnetes.

Die Geschichte meldet nicht viel über Wilhelm's Regierung denn er ging ruhig die Bahn, welche sein weiser Vater ihm vorgezeichnet hatte, um Bayern glücklich zu machen. Die edlen Künste pflegte er mit großem Eifer. Auserlesene Sänger und Tonkünstler bildeten unter des Orlando di Lasso Leitung seine Hofkapelle; für die Vermehrung der Gemäldesammlung setzte er jährlich eine bedeutende Summe aus. Junge Künstler ließ er zu ihrer Ausbildung auf seine Kosten reisen, berühmte Maler, z. B. den Viviani, berief er aus der Fremde. Künstler aller Art fanden reichen Erwerb an seinem Hofe. Nach Loreto, wohin er i. J. 1585 wallfahrte, sandte er königliche Geschenke voraus, z. B. einen silbernen Hängleuchter mit vierundzwanzig Armen von wunderbar schöner Arbeit; die Flucht der heil. Familie nach Aegypten aus Ebenholz und Silber verfertigt, und eine Auferstehung des Herrn von Gold und Diamanten. Auch die Kirchen im Lande beschenkte er reichlich, viele mit Altarblättern von den ersten Meistern.

Eine einzige Waffenthat, und zwar eine ruhmgekrönte, ist aus der Zeit seiner Herrschaft zu melden: an den Ufern des Rheins wehten siegreich die bayerischen Fahnen, die einen bayerischen Prinzen auf den altehrwürdigen Stuhl von Köln begleiteten und dem Volke am Rhein drunten, ja ganz Deutschland verkündeten, daß Bayern auch jetzt noch, wie in uralten Zeiten, seines Berufes eingedenk sey, Recht und Ordnung im heiligen römischen Reich bei Ehren zu erhalten.

Der Churfürst und Erzbischof von Köln, Gebhard von Waldburg, war zum reformirten Glauben übergetreten, um die Gräfin Agnes von Mannsfeld heirathen zu können. Wegen dieser schweren Verletzung der Kirchengesetze sprach der Papst den Bann über ihn aus, und der Kaiser entsetzte ihn seiner Churfürstenwürde, die er sammt der Herrschaft über das Land gar zu gern behalten hätte. An seiner Statt wurde Wilhelm's jüngster Bruder, Ernest, bisher Bischof von Lüttich, zum Erzbischof von Köln erhoben. Den Gebhard unterstützten niederländische und deutsche Protestanten mit aller Macht; Abenteurer aus allen Ländern zogen ihm zu Hilfe, und er sparte weder Geld noch Verheißungen, um die Dienste der kühnsten Kampfhähne zu gewinnen. Mühsam rangen die Bayern den Empörern gegen Kaiser und Reich eine Burg nach der andern ab; endlich erstürmten sie unter der Anführung von Wilhelm's Bruder, dem tapfern Herzog Ferdinand, die Burg Godesberg bei Bonn, die Gebhard mit den muthigsten seiner Anhänger hartnäckig vertheidigte. Dieß geschah im Jahre 1583. Bald fiel auch Bonn, die kurfürstliche Residenz, in ihre Gewalt, und der letzte von Gebhard's Freunden, der Herzog Heinrich von Braunschweig, wurde bei Burg von Ferdinand auf's Haupt geschlagen. Seit jener Zeit bis zur großen französischen Revolution saßen bayerische Prinzen auf dem erzbischöflichen Stuhle von Köln

und waren durch alle Stürme der kommenden Zeiten treue Verbündete der Churfürsten in Bayern.

Kehren wir jetzt in's Thal zu München zurück, in die Behausung des Blasius Sigl, des Trabanten und Paukenschlägers, der vom Herzog Wilhelm bei seiner Thronbesteigung zum ersten Thürsteher ernannt worden ist. Das neue Amt brachte dem Herrn Blasius mehr Mußestunden, denn er hatte es eigentlich nur bei festlichen Gelegenheiten zu versehen, und außer diesen mußte er nur täglich zweimal auf eine Stunde bei Hof erscheinen. Desto fleißiger fand sich Jockel, der Sohn, in der Hofküche ein und gewann bald, da er ein drolliger kleiner Bursche war, die Gunst des Küchenpersonals, die ihm feine Brödchen, Obst und Zuckerwerk eintrug. Man hieß ihn nur den „Jockel vom Thal", und der Kleine meinte, es sei dieser Name was Besonderes, denn die zwei andern größeren Buben, die sich mit ihm in der Hofküche herumtrieben und zu allerlei kleinen Verrichtungen gebraucht wurden, hießen einfach: der Seppel und der Hans. Und während diese bloß Holz und Wasser zutragen, zum Bäcker, zum Confekt- oder Kellermeister oder in die Geschirrkammer springen mußten und Schläge bekamen, wenn sie einen dummen Streich machten, steckte man den Jockel in ein buntes Wämschen, that ihm ein Höschen an, das an einem Bein blau, am andern gelb war, setzte ihm ein buntes Barrett auf die braunen Locken und schickte ihn so ausstaffirt zu den Hofdamen, die sich

manches Mal eine Näscherei aus der Küche kommen ließen, wobei dann auch wieder ein Bröselchen als Belohnung für ihn abfiel.

Sein Vater Blasius befand sich daheim nicht so wohl. Mutter Grethe saß jetzt in dem Sorgenstuhl, welchen früher der Vetter Franz eingenommen hatte. Für diesen war ein neuer angeschafft worden; er kam aber nur sehr selten mehr, denn er begann gar hinfällig zu werden, da er immer tiefer in die Achziger ging. Aus ihrem Sorgenstuhl nun heraus hielt Mutter Grethe oft lange Strafreden an ihren Sohn. Sie fand es unrecht, daß er seine freie Zeit zu gar Nichts verwende, und meinte immer, es sey nicht gut für ihn gewesen, daß er befördert worden sei. Auch tadelte sie, daß der Jockel immer in der Hofküche sich aufhielt, wo er nicht viel Gutes sehen und hören könne. Marie, des Blasius Gattin, eine stets fleißige Hausfrau, war ganz ihrer Meinung und stimmte immer in ihre Strafreden mit ein. Daher fand es Blasius, statt sich solche wohlgemeinte Ermahnungen zu Herzen zu nehmen, für angemessener, so wenig als möglich zu Hause zu sein, und er schlug demnach sein Hauptquartier beim Nachbar Bockschäffler und in der Trinkstube des Landschafthauses auf. Je größer sodann der Jockel wurde, desto häufiger durfte er mit in die Trinkstuben gehen, obwohl es damals fast unerhört war, daß Buben in Wirthshäuser kamen. Heutzutage hat man sich freilich an diesen abscheulichen Unfug schon ge-

wöhnt, und die Alten meinen sogar, es schade dieß den Jungen nicht und sei ihnen vielmehr nütze, um klug zu werden. Ich halte es aber lieber mit der frühern Denkweise, wonach sogar jene Männer nicht im besten Ansehen standen, die tagtäglich beim Bier- oder Weinzapfler zusprachen.

Als Jockel in die Schule ging, that er es allen Buben an Muthwillen zuvor, und der Strassen waren nicht wenige, die er für seine bösen Streiche erhielt. Der Vater meinte zwar, der Schulmeister thue dem Büblein zu weh, und er wendete deßhalb einige Vorstellungen bei dem Meister Martin daran, um für sein Herzkäferchen eine mildere Behandlung zu erlangen. Der Magister aber war im Punkte der Schulzucht gar harthörig, und da er auch die Söhne einiger reichen Bürger nicht minder gerecht behandelte, so fand Blasius bald, daß der Jockel die Ruthen haben müsse, wie sie gewachsen seien. Den Jungen aus der Schule zu nehmen, wagte er nicht, weil Herzog Wilhelm streng darauf hielt, daß die Buben alle tüchtig geschult wurden, und weil er stets den Schulmeistern Recht gab, wenn Klagen gegen dieselben von zärtlichen Aeltern vor ihn gebracht wurden. Demnach hielt Blasius sein Söhnchen für die Schläge, die es in der Schule bekam, dadurch schadlos, daß er es fleißig mit sich in die Trinkstuben führte, wie eifrig auch Mutter und Ahnfrau gegen dieses Verfahren redeten.

Nun begab es sich, daß in der Herberg zur

Sonne ein Wälscher sich einnistete, der vorgab, von seinem großen Vermögen jetzt in München flott leben zu wollen. Blasius war beim Bockschäffler nur einmal mit ihm zusammengetroffen, so hing er schon im Netz des listigen Italieners, und der Verkehr mit diesem dauerte kein Jahr, so saß Blasius mit dem Wälschen Tag für Tag in den Trinkstuben und würfelte unermüdlich. Bald war der Jockel der Dritte in diesem traurigen Bunde und hatte zum Anfang eine gewaltige Freude über die Würfel, desto weniger aber darüber, daß er sammt dem Vater meistens verlor. Der Blasius wurde um so erpichter auf das Spiel, je mehr ihn seine Verluste ärgerten, und er griff mit beiden Händen danach, als der Italiener sich erbot, ihn das Kartenspiel zu lehren, das damals in München noch ziemlich unbekannt, bei Hofe sogar verboten war. Jockel lernte den Pagat und Ski, die Tarocks und die Cavalls und wie die Spielteufel alle heißen, schneller und gründlicher kennen, als die Geschichte der lieben Heiligen und den Katechismus, und bald übertraf er seinen Vater an Gewandtheit. Nur über den Wälschen konnte er nicht Meister werden, der jetzt mit den französischen Karten die zwei Sigl ebenso aussäckelte, wie vorher mit den Würfeln.

So war Jockel vierzehn Jahre alt und ein großer stämmiger Bursche geworden. Es war nun daran, daß er sich für einen gewissen Beruf entscheiden sollte. Mit aller Entschiedenheit sprach Mutter Grethe dagegen, daß der Junge in den Hof-

dienst käme, denn sie erinnerte sich, wie ihr eigener Sohn durch den Mangel einer anstrengenden Beschäftigung leichtsinnig und jetzt gar zu einem Trinker und Spieler geworden. Blasius selbst war in Augenblicken, wo der Aerger über seine Verluste im Spiel und die Scham über sein wüstes unthätiges Leben die Oberhand bekamen, der Meinung, daß es für den Buben besser sey, wenn er zu ordentlicher Arbeit angehalten werde. Seit langer Zeit geschah es jetzt wieder zum ersten Male, daß er mit der Frau und der Mutter in einer wichtigen Sache gleicher Meinung war, nämlich darüber, den Jockel ein Handwerk lernen zu lassen. Aber welches? Von einer sitzenden Beschäftigung wollte der Junge durchaus nichts wissen; das Schlosser- oder Schreiner- oder ein derartiges Handwerk, das unter Dach getrieben wird, war auch nicht ganz nach seinem Geschmack; endlich gab der Umstand, daß eben, im Frühling des Jahres 1589, der Bau des Jesuiten-Collegiums in München wieder begonnen wurde, den Ausschlag.

Bereits im Jahre 1559 waren, von Herzog Albert V. berufen, acht Jesuiten nach München gekommen und im Augustinerkloster eingezogen, in dessen weitläufigen Räumen damals nur drei Augustiner wohnten. Mit großem Eifer nahmen sie sich um die Seelsorge an, predigten, hielten Katechesen, besuchten die Kranken und halfen in den Pfarreien in und um München den Geistlichen beim Gottesdienste. Bald waren sie die Lieblinge des Volkes geworden. Im Frühling des folgenden Jahres eröffneten

sie unter großen Festlichkeiten, denen Herzog Albert mit seinem Sohne Wilhelm und vielen Großen und Beamten beiwohnten, eine lateinische Schule, die schnell zu solchem Ruf gelangte, daß sie noch vor dem Ablauf dieses Jahres schon dreihundert Schüler zählte und nach wenigen Jahren zu einem vollständigen Gymnasium erweitert wurde. Schon im Jahre 1574 ward ein neuer Bau nöthig, und nach zwei Jahren stand ein Gebäude da, welches tausend Schüler fassen konnte. Herzog Albert aber legte durch eine Schankung den Grund zu einem Seminär, in welchem arme, aber talentvolle Jünglinge unentgeltlich unterrichtet und erzogen werden sollten; Wilhelm bereicherte dieses Seminär mit neuen Stiftungen, und es wurde daraus das so große und berühmte, jetzt noch bestehende georgianische Seminär. Auch für adelige Jünglinge gründete Herzog Albert im Jahre 1577 ein Erziehungsinstitut, das nach zehn Jahren schon zweihundert Zöglinge enthielt. Mit so hochsinniger Freigebigkeit sorgten die bayerischen Herzoge für den Unterricht der Jugend und gründeten Anstalten, welche nach Jahrhunderten noch herrliche Früchte für das Wohl des Vaterlandes und der Kirche trugen!

Am 16. Juni des Jahres 1582 begann der Bau der herrlichen Jesuiten-, jetzt St. Michaels-Hofkirche in München, nach zwei Jahren der des Jesuiten-Collegiums. Herzog Wilhelm spendete dazu eine Summe von fünfzigtausend Gulden; auch wurden die Einkünfte anderer Klöster verwendet, von denen

manche nur wenige Bewohner hatten, also ihre Einkünfte nicht alle bedurften. Auch andere Wohlthäter machten bedeutende Schankungen, und noch im Jahre 1594 setzte Herzog Wilhelm abermals vierzehntausend Gulden aus, erklärte aber dabei: „wenn dieses nicht ausreichen sollte, so will ich gerne das Uebrige dazu thun, damit wir das Werk mit Gottes Hilfe vollenden." Im Ganzen wurden auf den Bau der Kirche, des Collegiums und zu ihrer Einrichtung 233,247 fl. verwendet; man ging aber dabei mit weiser Sparsamkeit zu Werke, und es wurden z. B. Eisenzeug, Seile, Holzwerk und dgl. auf dem Trödelmarkt gekauft. Auch in Regensburg und Altötting ließ Herzog Wilhelm den Jesuiten Collegien erbauen und räumte ihnen die Klöster zu Ebersberg, Biburg und Münchsmünster ein.

Ihr Collegium zu München aber war weitaus das schönste von allen Häusern, die sie in Deutschland besaßen. Es hatte achthundert Fenster, große Säle und viele Zimmer. Der Boden der Kirche war mit weißem und blauem Marmor bedeckt, die Altäre mit Meisterwerken der Malerkunst geziert. Als im Jahre 1596 Kirche und Collegium eingeweiht wurden, kamen aus weiter Ferne her geistliche und weltliche Fürsten und edle Herren in großer Zahl. Bei zweitausend Personen wurden öffentlich gespeist. Die Schüler der Jesuiten hielten Vorträge in griechischer und hebräischer Sprache und stellten in einem Singspiel den Kampf des Erzengels Michael gegen Lucifer dar.

Auf den Rath des greisen Vetters beschloß man im Familienrath bei Mutter Grethe endgültig, daß Jockel Maurer werde. Das Handwerk der Maurer war damals angesehener denn jetzt, wo sein ehemaliger Zunftverband noch tiefer zerrissen ist, als jener der meisten anderen Gewerke. Mit besonderer Vorliebe sprach Pater Franz von diesem Handwerk, bei dem sein Vater als Palirer in Magdeburg gearbeitet hatte, und indem er öfter seinem kleinen Vetter mit lebendigen Farben schilderte, was die alten frommen Maurer am Bau der herrlichen Dome und Münster Großes geleistet, pflanzte er in das empfängliche Gemüth des Jungen eine gewisse Vorliebe für das Maurerhandwerk. So kam es, daß Jockel mit Begeisterung seine Bestimmung zu diesem Gewerke ergriff.

Ehe er von Vater Blasius dem Meister Gerhard vorgestellt wurde, welcher damals einen Theil des Baues leitete und daneben die Aufsicht über die Gesellen und Lehrlinge führte, ließ ihn Pater Franz in seine Zelle kommen und sprach zu ihm: „Ich habe dir, mein Sohn, oftmals von dem alten Ruhm des Gewerkes erzählt, in das du nun eintreten sollst. Damit du aber zuvor den festen Entschluß fassest, ihm als frommer Lehrling, als treuer Geselle, und dereinst, will's Gott, als weiser Meister Ehre zu machen, will ich dir, was ich dir bisher gesagt, in Kürze wiederholen.

„In den Klöstern der Benedictiner, den Pflanzschulen und Zufluchtsstätten aller Wissenschaft und

Kunst in alten Zeiten, ist auch die edle Baukunst gepflegt worden, und Mönche sind die ersten Meister des Baugewerkes gewesen, ja selbst Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte gehörten diesem Handwerke an. So hat der Bruder des großen Kaisers Otto I., Erzbischof Bruno von Köln, den Bau des Würzburger Doms selbsteigen geleitet, und der Papst Leo VII. hat den Abt Odo von Clugny nach Rom als Baumeister berufen zur Wiedererhebung des Paulsklosters; vieler andere Bischöfe und Prälaten nicht zu gedenken, die zu ihren Kathedralen und Klosterkirchen den Plan selbst entwarfen und Tag um Tag die Werkleute kunstverständig mit Rath und That geleitet haben. Als um die bischöflichen und Klosterkirchen sich Städte erhoben und Handwerker sich ansiedelten, standen immer noch die Weltpriester und Mönche dem Baugewerk vor und vereinigten die Arbeiter zu Brüderschaften, denen die Päpste Ablässe, und die Fürsten Privilegien verliehen, unter andern auch das Recht, sich nach eigenen Gesetzen zu regieren; die Straßburger Bauhütte erhielt sogar ihre eigene Gerichtsbarkeit. Wenn in der Heimath nichts zu thun war, durchwanderten die Maurer und ihre Handwerksgenossen, die Steinmetzen, die Welt von Land zu Land, von Volk zu Volk, überall hin, woher ein Ruf kam zum Kloster- oder Kirchenbau. Da errichteten sie sich Hütten neben der Baustätte; ein Bischof oder Abt oder sonst ein Geistlicher, den man Gottesjunker nannte, hielt sie in Zucht und führte als Meister den Bau. Die

Gesellen aber nannten sich Brüder; ihrer zehn oder zwölf standen unter Aufsicht eines Mönches, der ihre Sache vertrat und deßwegen der Sprecher (Parlirer) hieß. Und diese Baubrüderschaften waren durch die Strenge ihrer Sitten und die Größe ihrer Werke so angesehen, daß selbst Fürsten sich ihnen anschlossen. Aus ihnen gingen aber auch weltliche Baumeister hervor, denn die geistlichen Meister lehrten ihre Kunst jedweden braven Mann ohne Neid, und so ist es gekommen, daß in den letzten Jahrhunderten die Laien unter den Baumeistern die Mehrzahl ausgemacht haben.

„Hier gebe ich dir ein Friedensgebot, das einst in Magdeburg bei einer Festversammlung der Maurer und Steinmetzen erlassen worden, und das mein Vater, der dabei war, sich aufgeschrieben hat. Lies es oft, Jockel, damit du es dir um so fester einprägest, und handle allezeit getreu darnach."

Dieses Friedensgebot aber lautete: „Wir Verordnete des ehrbaren Handwerks der Maurer Altmeister befehlen und gebieten allen Meistern und Gesellen unseres löblichen, kunstreichen und ehrbaren Handwerks, daß sich ein Jeder für seine Person fein züchtig, ehrbar, still und friedlich verhalten, Keiner an dem Andern mit unrechten Geberden, Worten und Werken, heimlich oder öffentlich sich vergreifen soll. So auch Einer aus Zorn, oder unartiger, böser Gewohnheit und Uebermuth flucht, Gottes Namen lästert, übel schwöret, einen Andern mit unleidlichen, ehrenrührigen Worten schilt, schmäht und

lästert, sich voll trinkt u. s. w., soll dem Handwerk für jede That, so oft sie geschieht, fünf Groschen unsäumig zur Strafe geben. Es soll auch keiner ein mördlich Gewehr und Waffe bei sich führen. Wer wider diese abgelesene Friedewirkung handelt und es zu grob macht, soll bei vorgemeldeter Strafe nicht gelassen, sondern mit hartem Ernst bei des Handwerks willkürlicher Strafe nach Beschaffenheit des Vergehens bestraft werden."

Drittes Kapitel.

Jockel als Maurer.

Es wird meinen jungen Lesern lieb sein, aus der Geschichte Jockels einige Handwerksbräuche kennen zu lernen. Sie werden daraus ersehen, daß unsere Vorfahren Zucht und Ehrsamkeit in allen Stücken zu wahren strebten; namentlich hatten sie in den Gewerken, welche alle in hohen Ehren standen, Gebräuche und Vorschriften eingeführt, die streng beobachtet wurden und dazu bestimmt waren, die Handwerker in der Gottesfurcht, in der Uebung der Tugend und Rechtschaffenheit zu erhalten. Freilich kamen dabei auch Dinge vor, die uns jetzt ungerecht oder lächerlich erscheinen; aber dergleichen Sachen sind entweder für unsere Zeit überhaupt nicht mehr passend, oder sie entsprangen aus irrigen Ansichten, oder endlich waren sie Mißbräuche, an denen die ursprüngliche Vorschrift und Uebung keine Schuld hatte.

Jockel also mußte, als er um die Aufnahme in die Maurerinnung nachsuchte, zuerst beweisen, daß er vierzehn Jahre alt sei; dieß konnte er. Ferner hatte er zu beweisen, daß er von ehrlicher Geburt sei. Denn die Söhne von Zöllnern, Rathsdienern, Frohnvögten, Schäfern, Hirten, Badern, Livreebedienten, Todtengräbern, Nachtwächtern, Gassenkehrern und Bettelvögten waren als unehrlich angesehen und von dem Recht, ein zünftiges Handwerk zu erlernen, ausgeschlossen. Dem Sohn eines Hofbedienten wurde, wenigstens in München, kein Hinderniß in den Weg gelegt. In Wien, Innsbruck, Mannheim und Berlin ging es damit auch nicht so leicht. Jockel wurde daher als ein Kind ehrlicher Abstammung erklärt und als Lehrling angenommen. Vor offener Zunftlade wurde er in Gegenwart des Lehrherrn, seines Vaters Blasius und einiger Vorsteher in das Innungsregister eingeschrieben und schließlich ermahnt, daß er dem Meister Gehorsam und Achtung erweise, wogegen diesem von den Vorstehern aufgetragen wurde, den Jungen redlich zu unterrichten und ihn zu ehrbarem Wandel und guten Sitten anzuhalten. Endlich mußte Blasius dem Meister eine Caution von zwanzig Gulden erlegen, womit dieser gegen Veruntreuungen oder muthwilliges Entlaufen des Lehrjungen sich sicher stellte.

Als Maurerlehrling hatte Jockel nicht, wie die Lehrjungen anderer Handwerke, ein Lehrgeld zu entrichten, sondern erhielt vielmehr von dem

Meister einen Taglohn: im ersten Jahre einen halben Gulden, im zweiten einen ganzen, im dritten anderthalb Gulden wochentlich. Diesen Verdienst nahmen die Wirthe ein, bei denen Jockel nach wie vor fleißig zusprach; nur that er's jetzt allein, ohne den Vater, und kümmerte sich wenig um das Verbot des Besuches der Trinkstuben, das die Meister den Jungen streng einschärften. Er hing sich jetzt ganz an den Wälschen, und war nicht wenig stolz darauf, daß er von dem listigen Mann als der gescheidteste Bursche seines Alters erklärt wurde. Die Verführer sind an dem untrüglichen Merkmal zu erkennen, daß sie das Opfer ihrer List immer nur über die Maßen loben. Der unerfahrne, von sich selbst eingenommene Lehrling schwor nicht höher als beim Martello, so nannte sich der Italiener, und Blasius hatte seine Herzensfreude daran, wenn Jockel am Sonntag Abends die lustigen Reden nacherzählte, mit denen ihn der Wälsche den Nachmittag über in der Trinkstube unterhalten hatte.

Vater Blasius saß seit einiger Zeit im Sorgenstuhl des Vetters Franz, der bald nach dem Eintritt Jockels in das Maurerhandwerk gestorben war. Das Podagra plagte ihn über die Maßen und hinderte ihn, dem Trunk und Spiel wie sonst nachzugehen. Mutter Grethe und Marie pflegten ihn mit der zärtlichsten Sorgfalt und suchten ihm den gezwungenen Aufenthalt im Hause möglichst angenehm zu machen. Die Mutter stellte sogar ihre Strafpredigten ein und gab sich nur Mühe, durch

fromme Reden den Unwillen des Blasius über sein Podagra zu besänftigen und ihn zur Geduld und Ergebenheit zu bewegen. Als er sah, daß aller Zorn wider den ungebetenen und unabweislichen Gast nichts vermöge, gab er sich endlich still darein; aber je mehr er in seiner unfreiwilligen Ruhe genöthigt war, sich mit sich selbst zu beschäftigen und prüfende Blicke auf sein vergangenes Leben zu werfen, desto schwerer fiel es ihm auf's Herz, daß er gegen den jüngsten Sohn nicht die Vaterpflichten erfüllt, sondern vielmehr gar sehr sich versündiget habe. Dieß Gefühl drängte sich ihm um so stärker auf, wenn er neben dem ungeberdigen Jockel den Martin betrachtete, der zwar nichts weniger als ein Duckmäuser, aber viel eingezogener und ernsthafter denn der andere war.

Martin war ganz unter dem Einflusse des weisen und frommen Franz erzogen worden. Tief hatte dieser die Keime einer reinen Gottesfurcht in sein junges Herz gepflanzt, und sie gediehen so gut, daß Ahnfrau und Mutter ihre innigste Freude daran hatten. Dagegen hielt der Vater nicht viel auf ihn, und wie wir gesehen haben, that er, als ob Jockel sein einziger Sohn sey. Pater Franz unterrichtete den gelehrigen Martin in allen für sein Alter passenden Kenntnissen, besonders lehrte er ihn genau die Geschichte des Vaterlandes und seiner ruhmvollen Fürsten kennen. Martin wußte kein größeres Vergnügen, als in seinen Freistunden bei Pater Franz in der armen Zelle zu sitzen und von ihm

von vergangenen Zeiten erzählen zu hören, wie vor vielen hundert Jahren die heldenmüthigen Markgrafen, die Ahnherrn der Wittelsbacher, mit mächtigem Arm das Schwert geführt zur Vertheidigung Deutschlands, des Reiches und der jungen christlichen Kirche gegen die wilden Heiden; wie noch früher, im grauen Alterthum, die Agilolfinger in blutigen Kämpfen die Feinde vom theuern Vaterland mit Löwenstärke ferngehalten, fromm und demüthig aber vor dem Kreuze sich geneigt und nicht geruht hätten, bis dessen milde Lehre ihren Segen reich und voll über Volk und Land ausgegossen; wie dann später die Herzoge sächsischen und fränkischen Stammes weise und kräftig über und in Bayern gewaltet, und die hohen Heldengestalten der Welfen in den ersten Reihen der bayerischen Heere gestanden, die zu allen Zeiten von dem großen Karl und Otto an als des Reiches festeste Stützen gegolten, so daß kein deutscher König seine Macht für gesichert hielt, wenn nicht die Bayern auf seiner Seite standen; und wie endlich die Wittelsbacher alle treu zu ihrem treuen Volke gehalten, in den wüstesten Stürmen nicht gewankt, sondern den Thron des Landes und die Liebe des Volkes sich unversehrt erhalten hätten.

Dieß Alles führte Pater Franz dem hochaufhorchenden Martin in lebendigen Bildern vor, und in dem Jungen entbrannte der Wunsch, all seine Kräfte dem Dienste des Herzogs zu weihen, der eben den uralten ehrenreichen Thron von Bayern

behauptete. So wurde denn Martin bestimmt, die Laufbahn seines Vaters zu betreten. Den frommen, ernsten Knaben, der mit hingebender Liebe und Ehrfurcht an der Ahnfrau, der Mutter und dem frommen Vetter hing, ließen diese mit geringen Sorgen von sich und in den Dienst des Hofes treten. Bald gewann er durch seine Anstelligkeit und sein bescheidenes Betragen die volle Gunst der Herren vom Hofstabe, die ihm manche ehrenvolle Aufträge im Dienste des Herzogs ertheilten.

Jockel aber trieb indessen sein Wesen immer toller. Sein Meister war deßwegen nicht sonderlich mit ihm zufrieden, wenn er auch an seiner Geschicklichkeit und seinem Eifer zur Arbeit nichts auszusetzen hatte. Vier Jahre war er Lehrling gewesen und sollte nun Geselle werden. Als der zur Lossprechung festgesetzte Tag erschien, versammelte sich die Innung, Meister und Gesellen, beim Altmeister, und der Lehrmeister sprach zu ihnen: „Mit Gunst und Erlaubniß, ehrsames Handwerk, Meister und Gesellen!"

Meister und Gesellen: „Gunst genug!"

Lehrmeister: „Einem ehrsamen Handwerk, Meister und Gesellen, wollte ich nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit und meiner Schuldigkeit melden, daß der bei dem ehrsamen Handwerk vor vier Jahren als Lehrling eingeschriebene Jakob Sigl seine Lehrjahre ehrlich und treu ausgestanden und nun wünscht, als Geselle aufgenommen zu werden."

Darauf trat Jockel mit folgenden Worten

ein: „Mit Gunst und Verlaub, daß ich meinen ehrlichen Eintritt nehmen mag vor ehrbaren Meistern, ehrbaren Altgesellen, ehrbaren Kassenschreibern, sowie sie hier vor offener Lade versammelt sind, also mit Gunst!"

Das Handwerk hatte gegen Jockels Tüchtigkeit in der Arbeit nichts zu erinnern, der Lehrmeister aber brachte vor, daß er über die Gebühr oft in den Trinkstuben gesehen worden, und der Altmeister verwies ihm dieß ernstlich im Namen des Handwerks und ernannte ihn zum Gesellen. Darauf ward der Willkomm, ein großer schwerer Becher, hereingebracht; der Altmeister trank daraus auf das Wohl des neuen Gesellen; ihm folgte der Altgesell. Nun faßte der neue Geselle den Willkomm mit einem saubern Tuche an und trank dreimal, nachdem er dreimal um die Erlaubniß dazu gebeten hatte, und bedankte sich für die ihm erwiesene Ehre.

Nachmittags wohnte Jockel zum ersten Mal der Auflage (Zusammenkunft) der Gesellen bei, wo ihm die Brüderschaft in folgendem Spruch zugebracht wurde:

„Feste Dinge dieser Erden
Müssen unverändert sein;
Willst du jetzt mein Bruder werden,
Es gescheh' bei Bier und Wein;
So mußt du mit Mund und Hand
Ewig halten Bruderstand.
Sonn' und Mond, die stehen ewig,
Erde ist ganz unbeweglich;
Also wirst auch du mir sein,
Ewig bleiben Bruder mein."

Nun wurde gezecht, bis die Bierglocke ertönte und zum Aufbruch mahnte. Zum ersten Male kam Jockel zu nicht geringem Schrecken der Seinigen schwer betrunken nach Hause. Die Ahnfrau warf der Schmerz über eine so unerhörte Ausschweifung auf's Krankenbett, von dem sie nicht mehr aufstand; Mutter Marie weinte sich die Augen roth, und Vater Blasius gewahrte mit Beschämung, wie weit seine übergroße Nachsicht den unglücklichen Sohn gebracht habe. Mehrere Tage lang konnten sich die guten Leute von ihrer Bestürzung nicht erholen; denn betrunken zu sein galt damals in den ehrsamen Bürgersfamilien für eine große Schande, obwohl es die Adeligen und Studenten weniger genau nahmen.

Jockel versank trotz der Mahnungen seines Vaters und seiner Mutter, die ihm öfter vorhielten, daß die Ahnfrau aus Kummer über ihn auf dem Siechbett liege, immer tiefer in sein wüstes Leben. Enger und enger schloß er sich an den Wälschen an; Tag um Tag zog er mit diesem nach Feierabend in den Kneipen umher, vertrank seinen Lohn und schaffte, um Geld zu gewinnen, unter der Arbeit Kalk und Steine bei Seite, die er heimlich verkaufte. Daß seine Diebstähle nicht entdeckt wurden, verleitete ihn zu immer größerer Verwegenheit; der Wälsche ging ihm mit listigen Rathschlägen an die Hand und half ihm mit Geld aus, das er immer genug im Seckel hatte, denn er spielte falsch und leitete bald auch Jockel dazu an. Ein junger Geselle, der Sohn eines reichen Ulmer Bürgers, zog eine

Zeit lang mit Jockel herum und fand an dem lustigen Burschen großen Gefallen, ward aber durch falsches Spiel kläglich ausgeplündert. Gegen seine schlimmeren Streiche glaubte er nachsichtig sein zu müssen, weil ihn Jockel einmal vor einem gefährlichen Sturz vom Gerüste am Kirchenbau herab gerettet hatte.

Als Jockel sich seiner Veruntreuungen an Baumaterialien halber nicht mehr ganz sicher fühlte, begehrte er von seinem Meister Lehrbrief und Kundschaft und erklärte seinen Entschluß, gen Ulm, Freiburg und Straßburg zu wandern, wobei er nach Handwerksbrauch sprach: „Meister, ich bedanke mich für die gute Förderung und richtige Bezahlung und verhoffe, daß ich mich werde so verhalten haben, wie es einem rechtschaffenen Maurer zukömmt, was ich mir auch ferner, wo ich hinzukommen gedenke, angelegen lassen sein werde, keinem Meister Etwas entwenden, auch einem Pfuscher Nichts zubringen, wie es ehrbar und zünftig ist." Der Meister entgegnete darauf: „Ich bedanke mich deiner Arbeit," gab ihm den Entlassungsschein und ermahnte ihn mit eindringlichen Worten zu einem ordentlichern Leben. Jockel jedoch gedachte nicht so bald wieder in Arbeit zu treten, sondern vorerst sich in der Welt umzusehen. Dazu aber brauchte er Geld. Vom Vater konnte er nur wenig hoffen; aber er erinnerte sich, in der Ahnfrau Silberschrank heimliche Fächer gesehen zu haben, in denen er Geld zu finden hoffte. So tief war er schon gesunken,

daß ihm der Entschluß, die Seinigen zu bestehlen, nicht viel Mühe kostete.

Mit Felleisen und Wanderstab ausgerüstet trat er eines Morgens vor Vater und Mutter; die Ahnfrau hatte sich etwas erholt und saß im Sorgenstuhl. Frostig erklärte er den Ueberraschten, daß er wandern wolle; er habe an München genug und wolle in anderen Städten Handwerksbrauch und Maurerei kennen lernen. Weinend erhob sich die Mutter und flehte: „O geh' nicht so von uns fort, Jakob! du ziehst ja aus wie ein Fremder, oder als wärest du unser Knecht gewesen, und nicht unser Sohn! ohne Dank für die Sorgen, die deine Aeltern um dich gehabt haben, ohne Bitte um unsern Segen! Jockel, Jockel, es ist weit mit dir und mit uns gekommen!"

„Wie ihr mich erzogen habt, so bin ich," erwiderte Jockel in grobem Tone. „Wenn ihr mir nichts mitzugeben habt, als Vorwürfe, so gehabt euch wohl. Hoffentlich seht ihr mich so bald nicht wieder." Damit drehte er sich um und verließ die Stube und das Haus. In der großen Trinkstube im Schrammergäßl traf er mit Martello zusammen. Der Wälsche empfing ihn kalt, und als ihm Jockel seinen Entschluß mittheilte, gleich am folgenden Tage die Stadt zu verlassen, lächelte er höhnisch und sagte: „So rasch geht es nicht, mein junger Gesell! besinnt Euch, wie viel gute Gulden ich Euch vorgestreckt habe auf's Ungewisse hin, und ehe ich nicht bezahlt bin, geht Ihr mir nicht davon!"

„Ich habe Nichts, Martello.“

„Ei, wovon wollt Ihr denn die Reise bestreiten?“

Jockel antwortete nicht. „Ihr habt mir neulich gesagt, Gesell, Eure Ahnfrau habe in irgend einem Winkel Geld versteckt, und Ihr hoffet es gelegentlich zu bekommen; wie steht es denn damit, he? Oder wäret Ihr so mir nichts dir nichts durch die Lappen gegangen?“

Jockel brütete stumm vor sich hin. „Holt es, Gesell, dann theilen wir,“ drängte der Wälsche.

Nach langem Besinnen sprach der Geselle: „Wohlan, Ihr sollt den halben Theil haben. Morgen Abend werde ich das Geld holen; Ihr erwartet mich unter'm Rathhaus.“ Nach dieser Abrede ging es wieder an's Trinken und Spielen den ganzen Tag über bis tief in die Nacht hinein. Jockel begab sich sodann auf die Maurerherberge, um da zu schlafen. Aber nach Mitternacht schlich er aus dem Hause, dem Thale zu. Hinter dem älterlichen Häuschen zunächst dem Stadtbache, der quer durch's Thal lief, stand eine Scheuer. Ueber ihr Dach hinweg gelangte Jockel in die Kammer, die er bisher bewohnt hatte. Das Fenster derselben war von innen nicht verriegelt, denn er war in den letzten Nächten seines Aufenthalts im älterlichen Hause ausgestiegen, um bis zum Morgen in wüster Gesellschaft zu schwärmen. Aus der Kammer schlich er über einen langen Gang in die Stube, in welcher die Familie ihre besten Habseligkeiten, und die Ahnfrau ihr Silberzeug in dem eichenen Schranke

aufbewahrte. Leise öffnete er die Thüre zur Stube, heller Kerzenschein erfüllte sie, und in der Mitte stand eine Bahre. Darauf lag die Leiche der Ahnfrau; nebenan saß Mutter Marie mit dem Rosenkranz in der Hand. Sie stand auf und sah den Eintretenden starr an; Jockel war keines Wortes und keiner Bewegung fähig. So standen sich Mutter und Sohn vor der Leiche der Ahnfrau einen Augenblick lang gegenüber, beide mit weitaufgerissenen Augen, beide zitternd und stumm. Endlich erhob die Mutter den Arm und wies zur Thüre; der Sohn wankte hinaus, die Füße trugen ihn kaum, und auf dem Scheuerbach wieder angelangt, glitt er aus und stürzte mit einem gellenden Schrei in den Bach.

Wenige Schritte unterhalb dieser Stelle führte ein Steg über den Bach. Zwei Arme griffen von demselben hinunter in's Wasser und zogen Jockel herauf. Er kam auf den Steg zu knieen und erkannte in seinem Retter den Italiener. „Verfluchter Deutscher,“ murmelte dieser, „du hast mich zu betrügen und mit dem Raub, den du erst morgen unternehmen wolltest, zu entwischen versucht. Ich habe dieß geahnt und mich darum hier auf die Lauer gelegt. Wo hast du das Geld? Ich bin jetzt mit der Hälfte nicht mehr zufrieden; ich muß Alles haben.“

„Ich habe Nichts, Martello. Die Ahnfrau hat ihren Schatz gehütet ....“

„Du bist in meiner Gewalt, Gesell! Ich stoße dich in's Wasser zurück, wenn du mir das Geld nicht gibst.“

„Ich habe Nichts, Martello," wiederholte Jockel und erhielt im nämlichen Augenblick einen gewaltigen Stoß vor die Brust, der ihn jedoch nicht überwältigte. Knieend auf dem schmalen Steg rangen die Zwei miteinander; Einer spannte alle seine Kräfte an, um den Andern hinabzudrücken, sie keuchten beide aus tiefster Brust, und keiner konnte schreien. Endlich gewann der jüngere Jockel die Oberhand; die Arme des Wälschen erlahmten, dann schlugen über ihm die Wellen zusammen, und Jockel floh.

Viertes Kapitel.

Prinz Maximilian.

Am 17. April des Jahres 1573 war große Freude zu München, die bald über das ganze Land sich verbreitete; dem Herzog Wilhelm war wieder ein Sohn geboren, nachdem der Erstgeborne, Christoph, bald nach der Geburt gestorben war. Mit dieser Kunde ging die wundersame Mähr aus, daß der Apfelbaum, der einsam hinter dem alten Hofe stand, am Morgen dieses Tages mit herrlichen Blüthen prangte, während die andern Bäume alle weit umher erst Knospen trieben. Daraus erhofften die treuen Bayern ein langes und ruhmreiches Leben des lieben Prinzen, und in den nächsten Tagen nach seiner Geburt waren die Kirchen voll von Andächtigen, die zu Gott für sein Wohlergehen flehten.

Von Salzburg her kam der Fürsterzbischof Johann Jakob Khun zur Taufe des neugebornen Prinzen, der von seinem Pathen, dem deutschen Kaiser, den Namen Maximilian erhielt. Im Laufe des Sommers kehrte Renata in ihre Residenz nach Landshut zurück und erzog als liebevolle, sorgsame Mutter den Prinzen selbst. Als aber Herzog Albert gestorben und Wilhelm ihm auf dem Throne nachgefolgt war, erhielt Maximilian einen frommen und gelehrten Böhmen zum Präceptor. Der Mann war sanft und gutmüthig und leitete mit Liebe und Güte den jungen Prinzen zum Beten und fleißigen Lernen an. Zur Erholung durfte Maximilian in Menzing draußen fischen oder mit seinem Präceptor und seinen Gespielen eine Wallfahrt nach Thalkirchen machen, das eine Stunde von München entfernt ist. Auf seinem kleinen Rappen ritt er bis in die Nähe des Dorfes; den übrigen Theil des Weges machte er zu Fuß, die Litanei singend; in der Kirche betete er den Rosenkranz und für jede Person, für die er sonst täglich betete, ein Vaterunser und den englischen Gruß.

Als Max acht Jahre alt war, bekam er außer dem Präceptor noch einen eigenen Hofmeister zum Unterricht in der lateinischen Sprache, in welcher er so schnelle Fortschritte machte, daß er schon nach einem Jahre an seinen Vater, wenn dieser abwesend war, lateinische Briefe schrieb. Im Alter von zehn Jahren bekam er seinen sechsjährigen Bruder Philipp, der nach der Sitte jener Zeit

bereits zum Bischof von Regensburg ernannt war und zweiundzwanzig Jahre alt als Cardinal starb, als Studiengenossen. Die Prinzen wohnten mit ihren Lehrern und Dienern im alten Hof. Zu ihrer Aneiferung wurden einige junge Adelige mit ihnen erzogen und unterrichtet, und in ihren Erholungsstunden durften brave Knaben aus der Stadt mit ihnen spielen, darunter auch der uns schon wohlbekannte Martin Sigl.

In seiner väterlichen Sorgfalt für die zweckmäßigste Erziehung der geliebten Kinder gab Herzog Wilhelm dem Präceptor und dem Hofmeister eine Reihe von Regeln, nach denen sie in ihrem hochwichtigen Amt zu verfahren hatten; „denn" schrieb der edle Vater dazu: „es ist Uns vornehmlich daran gelegen, daß die liebe Kindheit und angehende Jugend wohl und sicher geführt werde auf den Grund der Furcht Gottes, des Gehorsams gegen die Aeltern, der Demuth, Zucht, Wahrheit und Nüchternheit." Die Tagesordnung wurde so vorgeschrieben: Um sechs oder halb sieben Uhr Aufstehen, Ankleiden und Morgengebet im Betzimmer; von sieben bis acht Uhr Studium der Grammatik; um acht Uhr Suppe, dann Messe; von neun bis halb eilf Uhr Lernen, besonders Gedächtnißübung; um eilf Uhr Mittagsmahl. Nach demselben bis zwei Uhr durften die Prinzen zu Vater und Mutter und zu ihren Geschwistern kommen oder sich mit Spielen unterhalten. Um zwei Uhr Schreibübung und Musikunterricht, um fünf oder halb sechs Uhr Nacht-

essen, dann Erholung; um acht Uhr Nachtgebet und Schlafengehen. In jeder Woche, in der kein Feiertag einfiel (es gab damals, die Sonntage ungerechnet, achtundfünfzig Feiertage im Jahre), erhielten die Prinzen einen halben oder ganzen Vacanztag, „damit," wie der weise Vater sich ausdrückte, „der Jugend das Studiren nicht gar zu sauer werde."

Meinen jungen Lesern wird es gewiß Freude machen, einige der schönsten Stellen aus der schriftlichen Unterweisung zu vernehmen, welche Hofmeister und Präceptor von Herzog Wilhelm über Unterricht und Erziehung seiner Söhne erhielten. Ich halte mich überhaupt gerne bei der Jugendgeschichte des großen Heldenfürsten Maximilian etwas länger auf, einmal weil sie nicht so allgemein bekannt ist, als die Geschichte seiner glorreichen Regierung, dann auch, weil sie viele für alle Zeiten nützliche Belehrungen enthält und einen tiefen Blick gewährt sowohl in die weisen Gedanken des Vaters, als auch in die große Seele des herrlichen Sohnes. Maximilian ist nicht über Nacht groß und edel geworden, sondern nur allmälig, durch eigene Anstrengung, durch unterwürfigen Gehorsam, freilich auch durch den Segen des Allmächtigen, der ja allein den Völkern ihre größten Herrscher schenkt.

„Unser väterliches Begehren," schrieb Herzog Wilhelm in der Unterweisung, „Unsere Wart und Hoffnung stehet dahin, daß Unsere geliebten Söhne nach äußersten möglichsten Fleiße zur Ehre und Furcht Gottes, zum Gehorsam gegen ihre Aeltern,

zur Demuth, Tapferkeit und Wahrhaftigkeit, besonders auch zu einem nüchternen, *mäßigen Leben* angehalten werden.... Daher wollen und befehlen Wir erstlich, daß mit Einpflanzung aller Gottesfurcht der Anfang gemacht, und Unsere geliebten Söhne zu ordentlichem Gebet sowohl in ihrem Zimmer als in der Kirche fleißig angehalten werden. ... Zum Voraus sollen sie bei dem Amt der heiligen Messe ein Gebetbüchlein haben.... Und damit sie den Gottesdienst um so besser verstehen, sollen sie dazu unterwiesen werden, daß sie dem Priester nicht allein zu dienen, sondern auch zu antworten wissen.... Dadurch können sie nicht allein lernen, Gott den Allmächtigen mit Gebet zu loben, sondern auch Alles, was in der Kirche geschieht, zu verstehen, folglich auch, was sie recht verstehen, alle die Tage ihres Lebens um so mehr lieben und vertheidigen. Das Ave Maria-Geläute, das an viele Geheimnisse unserer heiligen Religion erinnert, sollen sie wohl verstehen und dabei öffentlich und an jedem Orte ihre Andacht pflegen.... Einen solchen täglichen Gebetdienst werden sie dem Allmächtigen billig schuldig seyn, um Hilfe und Stärke zu einem tugendsamen Leben zu erlangen, welches sie nicht allein wie alle Gläubigen in der Taufe angetreten, sondern in welchem sie auch ihres Berufes halber vor allen Andern zu verbleiben haben. Und damit sie bei dem Allen um so williger erhalten werden, sollen sie auch von ihren Lehrern gute Beispiele von Andacht und Gottesfurcht sehen....

„Damit Unsere geliebtesten Söhne in der Predigt,

von der sie allerdings nicht Alles fassen können, fleißig aufmerken, sollen sie allezeit über oder vor dem Tisch befragt werden, was sie von derselben begriffen und behalten haben ..... Da daran sehr viel gelegen ist, daß Unsere Söhne in unserer heil. katholischen Religion wohl unterwiesen werden, so soll der Katechismus gleich mit und neben dem täglichen Brod stets in ihren Händen seyn und dem Gedächtniß und Verstand also eingewurzelt werden, daß später ein ausführlicherer Unterricht mit Nutzen darauf gebaut werden könne .....

„Die Demuth ist eine Tugend, wodurch alles fürstliche Lob größer und herrlicher wird. Es ist kein Zweifel, daß dazu vor allen Dingen die christliche Beicht förderlich sey, in welcher der Mensch sich selbst erkennen und vor Gott und seiner Kirche sich demüthigen lernt. Dazu sollen Unsere Söhne nicht nur einmal im Jahre, sondern öfter (sechs Mal) angehalten werden .... Wenn nun dieser Grund christlicher Beichtfurcht und christlichen Gehorsams bei ihnen gelegt ist, dann soll mit täglicher Lehre und Ermahnung und mit Beispielen nachgeholfen, das Gemüth von Erhebung, Stolz, Uebermuth, von Zorn, Unwillen, Neid und aller Unlauterkeit im Nothfall durch gebührenden Ernst und mit Hilfe der Ruthen abgehalten werden.

„Daher wird von Nöthen seyn, Unsere Söhne nicht allein unter einander und mit ihren Geschwistern, sondern auch gegen die Diener und das Gesinde in gar kein Gezänk gerathen zu lassen; denn

daraus kann leicht erfolgen, daß die jungen Gemüther in noch größere Unarten fallen. Vielmehr sollen sie zur Güte, Sanftmuth und Freundlichkeit gegen Männiglich, also vor Allem zur Ehrfurcht gegen die Priester, als die Statthalter Gottes auf Erden, gegen alle Räthe und fremde Personen angewiesen werden, da sie nicht verlangen können geehrt zu werden, als wenn sie zuvor sich selbst erniedrigen und demüthigen. Auch sollen sie dasjenige, was sie wünschen, eher auf ihr Bitten, als unter Berufung auf ihr Recht erhalten... Dabei werden aber Hofmeister und Präceptor darauf achten, daß Unsere Söhne nicht furchtsam und verzagt werden, sondern für ihre Gebühr frei, tapfer und unerschrocken reden und handeln ... Und weil an Unserm ältesten Sohne gespürt wird, daß er, besonders bei unvorgesehenen Reden etwas erschrocken und zaghaft sey, so ist es erforderlich, ihm dieß abzugewöhnen und ihn frei, tapfer und beherzt zu machen" .... (Zu diesem Zweck wurde der Hofmeister angewiesen, ihm gelegenheitlich eine Grußvermeldung oder irgend eine andere mit einem kurzen Vortrag verbundene Ausrichtung zu übertragen. Und so ist aus dem so schüchternen Knaben jener große erhabene Fürst geworden, vor dem selbst ergraute Kriegsmänner zu erzittern pflegten!)

„Von Leibesübungen werden Hofmeister und Präceptor wissen, was sich für solche Jahre schickt, nämlich Ballspiel, Kugeln, Tafelschießen, mäßiges Umlaufen und Reiten... Karten und Würfel

sollen keineswegs zugelassen', ihnen aber zuweilen das Armbrust- und Rohrschießen, Schachspiel und Fischen erlaubt werden ....

„Der Bücher wegen ist jetzt noch wenig Bedenken zu machen, weil die Jugend Unserer Söhne noch gar zu groß ist. Nur soll darauf gesehen werden, daß weder jetzt noch künftig ein Schriftsteller in ihre Hände komme, welcher in Religion und Sitten im Geringsten verdächtig ist. Denn weil Wir sie nach allem Vermögen für unsere katholische Religion zu erziehen gedenken, möchten Wir auch nicht gern leiden, daß andere als katholische Bücher ihnen vor Augen kämen."

Außer diesen allgemeinen Anweisungen erhielten Hofmeister und Präceptor noch besondere Verhaltungsbefehle. „Unsere Söhne", heißt es in der Unterweisung an den Präceptor, „sollen von erster Jugend an oft hören, daß sie, wenn sie einst erwachsen und durch göttlichen Willen zu fürstlichem Regiment gekommen sind, schuldig seyen, sich alles Rechten und Billigen zu befleißen und alles Unrechte und Unziemliche zu meiden. Und da sie, wie billig, vor Gott und der Welt hoch angesehen seyn wollen, werden sie aller Unwahrheit, Lüge und Verstellung abhold, hingegen aller Wahrheit, Beständigkeit und Tapferkeit ergeben seyn müssen....

„So ist ihnen auch mit Lehre und Beispiel vorzuhalten, was heute oder morgen ihr Beruf seyn werde; nämlich daß Fürsten und Obrigkeiten von Gott geordnet seyen, den wahren Dienst Gottes,

die unverfälschte Religion zu schützen, die Unterthanen nach Recht und Billigkeit zu regieren, Frieden und Ruhe zu erhalten, und Männiglich um Gotteswillen zu rathen und zu helfen, indem sie an Seiner Statt auf Erden Andern vorgesetzt sind, damit Jedermann bei ihnen Trost und Zuflucht finde; auch sollen sie stets gemahnt werden, daß große Titel und Namen nichts Anderes seyen als Erinnerungen, was Gott und die Welt von ihnen haben wolle..... „Um ihr Gemüth gründlich zu erforschen, ist ein nicht unsicherer Weg, bei erlaubter Kurzweil auf sie Acht zu geben. Denn dabei bricht das Innerste im Herzen heraus, da sieht man die Neigungen zu Zorn oder Güte, zu Frieden oder Gezänk, zu Geiz oder Milde, zu Aufrichtigkeit und Redlichkeit oder List und Betrug“.....

In der Unterweisung für den Hofmeister schrieb Herzog Wilhelm: „Es erinnert der Titel „durchlauchtig“ die Fürsten, daß sie mit allen guten Tugenden überhäuft seyn und aus anderen Menschen gleichsam herausleuchten sollen. Also wäre es Uns eine Freude, daß Unsere geliebten Söhne in solchen Tugenden Andere überträfen.... Sie sollen lernen die Gerechtigkeit allzeit so viel als möglich mit Barmherzigkeit zu vermischen, mild gegen Arme zu seyn, dieselben auch gnädig und also zu hören, wie sie von Gott, der Solches befiehlt, am Tage der Noth gehört zu werden begehren.... Dagegen sollen sie allen Untugenden und Lastern von erster Jugend an abhold werden, besonders denjenigen, die sich mit

ihrem künftigen Stand nicht vertragen, als da sind Müßiggang, Eigensinn, Stolz, Uebermuth, Geiz, Verschwendung.

„Es lehrt die tägliche Erfahrung, daß große Fürsten mit Freundlichkeit die Herzen der Menschen gewonnen, weil die Tugend der rechten Demuth, je größer der Herr, der sie übt, um so mehr an ihm gerühmt wird, wie denn bei christlichen Herrschaften an sich selbst schon heilsam und wohlanständig ist, daß sie gegen Männiglich, besonders gegen die ihnen von Gott anvertrauten Unterthanen, ein liebreiches, wohlwollendes, väterliches Gemüth tragen und sich allzeit erinnern, daß sie ja nicht etwa alten heidnischen, leibeigenen Knechten, sondern Christenleuten, ihren Mitbrüdern und Erben des himmlischen Reiches, zu Herren, Vorstehern, Schützern und Versorgern gegeben seyen, und derselben zeitliche und ewige Wohlfahrt entweder sehr fördern, oder auch hindern und verderben können.“

In diesem erhabenen Geiste wurde Maximilian unter den Augen seiner Aeltern bis in das vierzehnte Jahr seines Alters erzogen und machte in den Wissenschaften die erfreulichsten Fortschritte. Mit der raschen Entwickelung seiner Anlagen ging die reinste Frömmigkeit Hand in Hand. Je mehr seine Verstandeskräfte zunahmen, desto inniger und lebendiger wurde auch die Kraft seines Glaubens, und es bildete sich so jene feste Ueberzeugung aus, welche ihn später in allen Stürmen des Lebens aufrecht erhielt. Er war eilf Jahre alt, als ihn die

fromme Bruderschaft zur Verkündigung Mariä in München zu ihrem Vorstand erwählte. Diese Vereine waren von den Jesuiten nach dem Muster der Bruderschaften zu Rom auch in Deutschland eingeführt worden und hatten sich bald großer Theilnahme zu erfreuen. Beförderung wahrer Frömmigkeit war ihr Zweck. Nachdem Max sechs Monate lang dieses Ehrenamt bekleidet hatte, wollte er es aus Bescheidenheit wieder niederlegen; da ernannte ihn die Hauptbruderschaft in Rom zum Vorsteher aller marianischen Bruderschaften Deutschlands, und wahrscheinlich hat er diese Stelle sein ganzes Leben lang beibehalten. So haben die größten wittelsbachischen Fürsten zu allen Zeiten ihrem Volke das Beispiel der wahren Frömmigkeit gegeben; darum verehren auch die Vereine der heil. Kindheit Jesu in Bayern in dem jetzigen Kronprinzen Ludwig ihren Vorstand und Beschützer.

Auch die Pflege der Künste versäumte Maximilian nicht: er erhielt Unterricht im Orgelspiel und Zeichnen, auch versuchte er sich im Oelmalen. Viel Vergnügen gewährte ihm die Drehbank, an der er bei schlechtem Wetter einen Theil seiner Erholungsstunden zubrachte. Noch jetzt befinden sich in der Residenz zu München mehrere seiner Dreharbeiten aus Elfenbein und Ebenholz. Seine Schulhefte, in denen sich unter Anderm auch lateinische Verse befanden, sind noch vorhanden. Für diejenigen meiner jungen Leser, welche das Lateinische verstehen, will ich den Glückwunsch hier einschalten,

welchen der dreizehnjährige fürstliche Student bei Gelegenheit eines Aderlasses an seinen Vater richtete:

Mos est Germanis, pater illustrissime, nostris,
Et vetus et qualem tempora nostra ferunt,
Ut si forte cui minuatur sanguis aperta
Vena, quae recreent, munera dentur ei.
Ergo serenata capias munuscula fronte,
Quae sunt ex nostra dona profecta scola:
Carmina, scripturas, flores, violaria, nugas,
Qualia paupertas mittere nostra potest.
Nam mihi non aurum, nec rerum suppetit usus,
Quae possim meritis reddere digna tuis.
Unica sed restat semper mihi prompta voluntas,
Hanc tibi perpetuo dedo, colende parens.
Atque simul dominae me totum trado parenti,
Utrique exoptans prospera cuncta. Vale!

Zu Deutsch lauten diese Verse beiläufig: „Es ist, durchlauchtigster Vater, bei uns Deutschen eine alte, auch jetzt noch übliche Sitte, daß Dem, welcher durch eine Aderlässe Blut verliert, zur Erheiterung Geschenke gegeben werden. Empfange also mit entwölkter Stirne die kleinen Gaben, die ich aus meiner Schule Dir zu bieten vermag: Gedichte, Schriften, Blumen, Veilchenduft, Scherze, wie meine Armuth sie Dir senden kann. Denn ich habe nicht Geld und Schätze genug, um Dir ein Deinem Verdienste würdiges Geschenk machen zu können. Ich habe nur meine Ergebenheit; diese weihe ich Dir stets, verehrter Vater. Und zugleich ergebe ich mich ganz der Frau Mutter, und wünsche Euch Beiden alles Gute. Lebe wohl!"

Als Maximilian vierzehn Jahre alt geworden,

war er schon fähig, die Universität zu beziehen. Im Oktober des Jahres 1587 kam er zu Ingolstadt mit seinem Hofmeister an, wurde von allen Professoren und Studenten mit großer Feierlichkeit empfangen und sogleich gebeten, das Rectorat der Hochschule zu übernehmen. Auf Befehl seines Vaters lehnte er aber diese Ehre ab. Er besuchte einige öffentliche Vorlesungen und studirte zu Hause fleißig unter der Leitung mehrerer Lehrer, von denen einer ihm den Unterricht in den Rechtswissenschaften ertheilte. Ebenso bekam er Unterricht in der französischen und italienischen Sprache und in der Kriegswissenschaft.

In seinen Briefen an die Aeltern, die noch vorhanden sind, legte er über seine Studien sorgfältig Rechenschaft ab. Diese Briefe sind sehr kurz, denn er war schon in seiner Jugend kein Freund überflüssiger Worte. Einer seiner Lehrer, ein aufrichtiger, derber Mann, schrieb nach zwei Jahren an Herzog Wilhelm: „Euer Fürstlichen Gnaden Sohn schreitet glücklich fort an Verstand und in allem Guten, wozu er durch seine natürlichen Anlagen und durch die göttliche Gnade, die in ihm besonders sichtbar ist, angetrieben wird. Bei allem Unterricht leistet er mir unverdrießlichen Gehorsam. Ich kann Euer Fürstlichen Gnaden mit aller Wahrheit bezeugen, daß er nach genossener Erholung stets mit erneuerter Lust zum Studieren zurückkehrt, und daß ich überdieß keine Untugend, keinen verborgenen Fehler an ihm entdecken kann. Sein Geist ist zur Frömmigkeit und zu jeder Heldentugend geneigt; in

seiner keuschen Seele findet kein unreiner Gedanke Raum, er ist so ernsthaft und gesetzt, daß er an leichtsinnigen Menschen und Spaßmachern keinen Gefallen hat."

Maximilians liebste Erholung war die Jagd. Der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg lud ihn einmal nebst seinen Brüdern Philipp und Ferdinand auf sein Jagdschloß Grünau ein. Des Pfalzgrafen ältester Sohn Wolfgang, der später Maximilians jüngste Schwester Magdalena heirathete und im Jahre 1614 von der lutherischen zur katholischen Kirche zurückkehrte, empfing die bayerischen Prinzen mit einer zierlichen lateinischen Rede, welche Max, damals ungefähr sechszehn Jahre alt, sogleich aus dem Stegreif beantwortete und zwar in so gutem Latein, daß ein Professor der Beredtsamkeit sich derselben nicht zu schämen gehabt hätte. Auch zum Fürstbischof von Eichstätt und zu den Jesuiten nach Biburg machte er Ausflüge in den Ferien und pflegte dabei des Waidwerks. Der weise Vater aber fürchtete, sein Sohn möchte eine zu große Leidenschaft für die Jagd bekommen und schrieb deßhalb an den Hofmeister: er solle den Prinzen zum Waidwerk, wozu er schon so große Lust habe, nicht noch begieriger machen; auch höre er, daß das Haus bisweilen voll von Hunden und Vögeln sey, was sich für einen Studenten nicht schicke und daher abgestellt werden müsse.

In einer eigenen Zuschrift an den Hofmeister rügte der Herzog besonders, daß seinem Sohne zu

viel Freiheit gestattet werde, und zwischen ihm und dem Hofmeister zu große Vertraulichkeit herrsche. „Unsere redliche Meinung ist, daß Unser Sohn nur wie ein Student, nicht so fürstlich wie bisher gehalten werde. Der Hofmeister vertritt Unsere Person; Unser Sohn soll billigen Respect vor ihm haben und nicht wie sein Gesell seyn. Alle Befehle sollen nur von dem Hofmeister ausgehen, welchem Maximilian ebenso wie alles Gesinde untergeben ist. Er soll dem Prinzen nicht Alles, was er begehrt, zulassen, sondern ihm manchmal auch ohne Ursache etwas Erlaubtes verweigern, damit er sich an Selbstverläugnung gewöhne, die ihm gar nütze seyn wird." Diese Strenge des einsichtsvollen Vaters hatte den heilsamsten Einfluß auf die Ausbildung jener bewunderungswürdigen Charakterstärke, welche Maximilian in den schwierigsten Lagen seines spätern Lebens bewies.

Herzog Wilhelm wollte auch die geringsten Fehler an dem Sohne nicht geduldet wissen. Er hatte die außerordentlichen Anlagen desselben erkannt und hielt es für seine Pflicht, in der Erziehung Nichts zu versäumen, was zur möglichsten Vollkommenheit seiner geistigen und körperlichen Ausbildung beitragen konnte. Die Vorschriften, welche er dem Hofmeister nach Ingolstadt schickte, bezogen sich daher sogar auch auf Nebensachen. So wurde ihm z. B. aufgetragen, darauf zu achten, daß der Prinz „nicht so geschwind rede und dabei anstoße, sondern besser auf sich merke; daß er aufrecht, doch nicht

hoffärtig einhergehe; daß er bei Allem, was er thue, geduldig sey und nicht in Jähzorn gerathe; daß er stets oder doch die meiste Zeit lateinisch, italienisch oder französisch rede", u. s. w.

Im Jahre 1590 kam Maximlian's Vetter, der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, mit seinem Hofmeister und einem Gefolge von mehr als vierzig Personen ebenfalls nach Ingolstadt auf die Universität. Ferdinand's Mutter Maria war eine Schwester von Maximilian's Vater; sein Vater, Erzherzog Karl von Oesterreich, den wir schon bei Wilhelm's Hochzeit kennen gelernt haben, ein Bruder des Kaisers Maximilian II. Ferdinand, damals zwölf Jahre alt, schloß sich mit inniger Liebe an Max an, und sein Hofmeister hatte den Auftrag, sich in Allem nach den Verhaltungsbefehlen zu richten, welche Herzog Wilhelm von seinem Schwager Karl zu geben gebeten worden war. Der fromme Bayernherzog hatte also auch einen wesentlichen Antheil an der Erziehung Ferdinand's, des nachmaligen deutschen Kaisers; auch wurde er dessen Vormund nach dem Tode des Erzherzogs Karl (i. J. 1590).

Ferdinand besaß nicht so glänzende Geistesgaben, wie sein Vetter, aber dieselbe ernste Gemüthsart und einen eben so großen Fleiß. Auch an Frömmigkeit gab er Max nichts nach. Im Jahre 1593 übersandten ihm die niederösterreichischen Landstände ein Geschenk von tausend Dukaten, um sich in der Fastnacht einen Spaß machen zu

können; der fünfzehnjährige Erzherzog aber ließ von diesem Gelde in der Jesuitenkirche zu Ingolstadt einen schönen Hochaltar erbauen. Er blieb fünf Jahre auf der Universität; sein treuer Freund Max aber hatte Ingolstadt schon im Jahre 1591 verlassen.

Mit ihm kam Martin Sigl, der in seinem Gefolge gewesen war und stets als treuer Diener seines jungen Herrn sich ausgezeichnet hatte, nach München zurück. Als ein staatlicher Jüngling, strotzend von Gesundheit und Kraft, trat er eines Abends im April in die Stube daheim, wo Ahnfrau und Mutter in der Dämmerung beisammen saßen, mit dem frommen Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit, Amen!" antworteten schüchtern die Frauen; sie erkannten den Eintretenden nicht gleich, und Mutter Maria stand auf, um ihn nach seinem Begehren zu fragen. Er aber öffnete die Arme, und mit dem Freudenrufe: „Martin! Martin!" fiel ihm die Mutter um den Hals. Nun ging es an ein Fragen und Erzählen. Martin wußte nicht genug Rühmens zu machen, wie gut er's in Ingolstadt gehabt, wie freundlich die Prinzen immer gegen ihn gewesen, und wie Max dem ganzen Haushalt mit dem Beispiel der Frömmigkeit und Sittenreinheit vorangeleuchtet. Seufzend verglich Marie mit dem herrlichen Fürstenjüngling ihren leichtfertigen Jockel, und nur Martin's heiliges Versprechen, daß er den Weg der Rechtschaffenheit nie verlassen und ihr niemals Kummer machen wolle, tröstete sie wieder.

Fünftes Kapitel.

Maximilian's Reisen. Herzog Wilhelm legt die Regierung nieder.

Mit Freudenthränen schlossen Herzog Wilhelm und Renata den hoffnungsvollen Sohn in die Arme, und die treue Bürgerschaft von München theilte das Glück ihrer Herrscherfamilie. Maximilian wurde jetzt von seinem Vater in die Regierungsgeschäfte eingeweiht und mußte mit ihm an den Sitzungen der Staatsräthe Theil nehmen. Da unterwarf er stets seine eigene Meinung der des Vaters und der älteren Räthe. Dadurch gewöhnte er sich schon frühzeitig daran, über keinen Gegenstand voreilig und ohne den Rath erfahrener Männer ein Urtheil zu fällen und gewann den Vortheil, daß er seinen Verstand immer mehr schärfte und lernte, jede Sache von allen Seiten zu betrachten. So geschult konnte er seinem Vater bald einen Theil seiner Arbeiten und der Sorgen abnehmen, die ihn so schwer bedrückten. Mit wunderbarer Schnelligkeit fand er sich sowohl in den Angelegenheiten des Landes, als in den Verhältnissen mit den auswärtigen Höfen zurecht. Die Zeit, welche ihm von diesen Studien übrig blieb, widmete er theils den Wissenschaften und dem gründlichen Eindringen in die Gesetze und Rechtsverhältnisse des Vaterlandes, theils den Uebungen der Frömmigkeit, indem er Wallfahrten machte und Kirchen besuchte.

Als Maximilian zwanzig Jahre alt war, fand es sein Vater an der Zeit, daß er sich in der Welt umsehe, auswärtige Höfe besuche und fremde Länder und Völker kennen lerne. Vor Allem aber sollte er den beiden Häuptern der Christenheit, dem geistlichen und dem weltlichen, seine Ehrfurcht bezeugen.

Der deutsche Kaiser Rudolph II. residirte damals in Prag. Er war sehr unzugänglich und mürrisch, kümmerte sich wenig um die Reichsgeschäfte und hatte nur an Sterndeuterei und andern dergleichen geheimen Wissenschaften seine Freude. Aber bis in seine einsame Studirstube war der Ruf von den vorzüglichen Eigenschaften des bayerischen Erbprinzen gedrungen; als dieser in Prag anlangte, kam ihm der Kaiser mit entblößtem Haupt entgegen, empfing ihn mit großer Freundlichkeit und erwies ihm überhaupt so hohe Ehren, daß die Aufmerksamkeit einiger fremden Gesandten dadurch erregt wurde. Maximilian aber zeigte bei jeder Gelegenheit so viel Anstand, feines Benehmen und Klugheit, daß er sich allgemeinen Beifall erwarb. Nachdem er alle Merkwürdigkeiten von Prag in Augenschein genommen hatte, kehrte er nach München zurück, aber nur um sich zu einer großen Reise vorzubereiten, deren nächstes Ziel Rom war.

Am 15. März 1593 verließ Maximilian seine Vaterstadt abermals. In Innsbruck überreichte ihm ein päpstlicher Abgesandter ein eigenhändiges Schreiben des heiligen Vaters Clemens VIII. nebst

Hut und Degen. Seit alten Zeiten war es in Rom Sitte, daß der Papst in der heiligen Nacht ein Schwert und einen Hut feierlich weihte und dabei um den Sieg der Kirche über ihre Feinde und um Heil für diejenigen flehte, welche damit beschenkt wurden. „Wir schicken Dir hier, geliebtester Sohn," schrieb der Papst, „Degen und Hut, die in der letzten Christnacht geweiht wurden, indem Wir Gott anrufen, daß Er Dein Haupt mit dem Helme des Segens und Deine Rechte mit dem Schwerte des Geistes bewaffne, damit das Wachsthum Deiner Tugenden der Kirche zum Heile und ihren Feinden zum Schrecken sei." Das waren wahrhaft prophetische Worte, welche an dem jungen Fürsten herrlich in Erfüllung gingen!

Ueber Venedig, Padua, Mantua, Ferrara, Florenz und Pisa kam Maximilian am 10. April in Rom an. Er hatte auf dieser Reise die italienischen Fürsten besucht und überall durch sein edles Benehmen sich die vollste Hochachtung erworben. In Mantua und Pisa gab man sich viele Mühe, den Prinzen für eine der jungen Fürstinen einzunehmen; aber Maximilian ging klug allen diesen Versuchen aus dem Wege, weil er ohne den Willen seiner Aeltern keine Verbindung eingehen mochte. Sein Vater drückte ihm darüber sein Wohlgefallen brieflich mit folgenden Worten aus: „Es ist Uns besonders lieb zu vernehmen gewesen, daß Deine Liebden, wie Wir in Dich vertrauten, sich von keinerlei eigenen Zuneigungen zu weit haben einnehmen

lassen, sondern vielmehr Unsere und Unserer Frau Liebden Gemahlin Rath und Willen hierin sich zu fügen entschlossen sind."

Maximilian hatte vor der Ankunft in Rom erfahren, daß der Papst ihm eine große Anzahl von Cardinälen entgegenschicken und ihn mit großem Pomp in die Stadt einführen lassen wolle. Er bat aber dringend, daß man von so feierlichem Empfang abstehen möge. Daher kamen die Cardinäle nicht selbst, sondern schickten ihre Gesandten ihm entgegen; auch seine jüngern Brüder, Philipp und Ferdinand, die schon seit einigen Monaten in Rom waren, um in dem römischen Collegium ihre geistlichen Studien zu vollenden, empfingen ihn mit herzlicher Freude. In der Stadt angelangt, ging Maximilian mit seinen Brüdern zuerst in die Peterskirche, um die Reliquien des Apostelfürsten zu verehren; dann wurde er mit großem Gepränge zum Papst geführt, der einer Unpäßlichkeit halber im Bette lag und ihn auf das Freundlichste empfing. Am Ostertage ertheilte er in Gegenwart aller Cardinäle den bayerischen Prinzen die heilige Communion.

Ueber vier Wochen verweilte Maximilian, einen kleinen Ausflug nach Neapel abgerechnet, in der ewigen Stadt. Mit einer Gewandtheit, welche selbst die schlauen Italiener bewunderten, vollzog er einige Aufträge, welche er in Familien-Angelegenheiten zu besorgen hatte. Namentlich setzte er durch, daß sein jüngerer Bruder Ferdinand die Anwartschaft auf die Propstei Berchtesgaden erhielt.

Am 11. Mai reiste Maximilian von Rom mit seinen beiden Brüdern ab gegen Loreto. Auf der Rück- wie auf der Hinreise wurde er aller Orten mit fürstlicher Pracht empfangen; unter dem Donner der Kanonen hielt er überall seinen Einzug, und alle Fürsten, durch deren Gebiet er zog, wetteiferten um die Ehre, einen so vornehmen Gast an ihrem Hofe zu haben. So groß war überall das Ansehen des Wittelsbachischen Hauses; aber es wurde um so größer, da Maximilian durch seinen hohen Ernst und durch seine feinen Sitten die Herzen gewann. In Loreto blieb er anderthalb Tage; in dem kleinen Hause der Mutter Gottes, das der Legende nach die Engel von Nazareth hingetragen, in welchem das Wort Fleisch geworden ist, und das Heil der Menschheit seinen Ausgang genommen hat, betete er inbrünstig für die lieben Aeltern und das theure Vaterland.

Zu Rimini trennte er sich von den Brüdern, welche auf dem kürzesten Wege nach Hause zogen; er aber schlug, den Befehlen des Vaters zufolge, den Weg über Mailand nach der Schweiz ein, um von da nach Lothringen zu ziehen, dem Geburtslande seiner Mutter Renata. Er hoffte dort die vornehmsten Häupter des katholischen Bundes von Frankreich (welcher gegen die Gewaltthaten und Umtriebe der Protestanten errichtet worden) in einer Versammlung zu Rheims beisammen zu treffen, wobei über die Besetzung des französischen Thrones, der durch die Ermordung des Königs Heinrich III.

(1. August 1589) erledigt worden, verhandelt werden sollte. Auch der Herzog Karl von Lothringen, Maximilian's Oheim und Wilhelm's Schwager, befand sich unter den Bewerbern. Die Versammlung war aber schon auseinander gegangen, und die in Paris versammelten Reichsstände hatten sich dahin vereinigt, daß König Heinrich von Navarra den Thron von Frankreich erhalte. Daher ging Maximilian auf die Nachricht von dieser Wendung der Dinge nicht mehr nach Rheims, sondern an den Hof des Herzogs Karl nach Nancy. Es ist dabei bemerkenswerth, wie langsam damals manche, obgleich wichtige Nachrichten bekannt wurden. Im Januar hatte die Versammlung zu Rheims sich schon aufgelöst, und noch am 1. Mai wußte Herzog Wilhelm nichts davon; denn er schrieb an diesem Tage seinem Sohne, daß er sich nach Rheims begeben solle! Nach einem Aufenthalte von drei Wochen reiste Max von Nancy ab und kam am 4. Juli nach München zurück.

Nicht lange nach Maximilian's Rückkehr von seiner Reise kam ein allgemeiner Landtag in Landshut zusammen, dem er beiwohnte. Herzog Wilhelm hatte während seiner ganzen Regierung schwer mit der Geldnoth zu kämpfen. Sein gesammtes Einkommen bestand in nicht ganz viermalhunderttausend Gulden, wovon er aber nicht nur die Kosten seiner Hofhaltung, sondern auch den Gehalt der Regierungsbeamten und die übrigen Staatsausgaben zu bestreiten hatte. Daher mußte er von jedem Landtag

die Bewilligung zu neuen Steuern oder andere Zuschüsse verlangen, und die Stände machten, da sie die Wohlfahrt des Landes zu besorgen meinten, jedesmal viele Umstände, ehe sie sich zu Steuern- oder Geldbewilligungen entschlossen. Hauptsächlich hatte er es der Geschäftsgewandtheit und der allgemeinen Beliebtheit Maximilian's zu verdanken, daß die Stände, wenn auch mit vielem Widerstreben, alle seine Forderungen bewilligten. Auf diesem Landtag bestätigte Maximilian die Privilegien der Landstände, und diese leisteten ihm dafür die Erbhuldigung als dem künftigen Regenten von Bayern.

Bald nach diesem bayerischen Landtag ward in Regensburg ein deutscher Reichstag eröffnet, bei dem auch Maximilian erschien. Am 9. Mai 1594 hielt er mit einem Gefolge von vierhundert achtundachtzig Personen seinen feierlichen Einzug in der alten Reichsstadt Regensburg. Die Hauptverhandlung des Reichstags drehte sich um die Gefahr, in welcher die Oesterreichischen Erbländer und ein Theil von Deutschland standen, unter das türkische Joch zu gerathen. Der Sultan Amurath hatte nämlich mit großer Heeresmacht Ungarn angegriffen. Kaiser Rudolph, als Herrscher von Oesterreich und Ungarn, war allein zu schwach, um einem so mächtigen Feinde in die Länge widerstehen zu können. Daher forderte er das gesammte Reich auf, ihm eiligst und kräftig Beistand zu leisten. Der Reichstag war sogleich zur Hilfe bereit und bewilligte dem Kaiser eine bedeutende Geldsumme.

Danach kamen die Beschwerden zur Verhandlung, welche die Katholiken über die Protestanten und diese über jene wegen Rechtsverletzungen zu führen hatten. Es ist eine selbst von protestantischen Geschichtschreibern anerkannte Thatsache, daß die Protestanten damals jede Gelegenheit ergriffen, um über die Katholiken das Uebergewicht zu erlangen, und daß sie es zu diesem Zwecke mit Recht und Unrecht nicht sehr scharf nahmen. Genau abgewogen fand es sich, daß die Protestanten den Katholiken viel mehr Unrecht zufügten, als umgekehrt, und daß sie die Bestimmungen des im Jahre 1555 geschlossenen Religionsfriedens bei jeder Gelegenheit übertraten, während die Katholiken viel gewissenhafter diesen Vertrag hielten.

In den Städten, wo die katholische Kirche und die Augsburgische Confession neben einander bestanden, arbeiteten die Protestanten dahin, die Katholiken von ihrer uralten Religion abzuschrecken; ihre Prediger schmähten unablässig von den Kanzeln herab auf die Katholiken und duldeten es nicht, daß diese schriftlich oder mündlich sich dagegen vertheidigten. Sie verschrieen alle Katholiken als verdammt und nannten allenthalben den Papst öffentlich den Antichrist. In Regensburg z. B. stellte man vor die Thüren der katholischen Kirchen Stadtknechte und Büttel, welche die ein- und ausgehenden Bürger und Bürgerinen beobachteten und ihre Namen der Obrigkeit anzeigten, die sodann mit Verweisen und Drohungen gegen den Besuch des katholischen Gottes-

dienstes einschritt. Aehnliches geschah in Straßburg. In vielen Städten wurden die Katholiken nicht zu den Rathsstellen zugelassen, oder gar unter dem bloßen Vorwande irgend eines Verbrechens eingesperrt. In Donauwörth verbot der Magistrat, kranken Katholiken die heiligen Sakramente zu reichen, ließ keine katholische Taufe und kein katholisches Begräbniß zu. In Regensburg, Heilbronn, Kaufbeuern, Frankfurt und andern Orten bauten die Protestanten an diejenigen Kirchen, welche sie den Katholiken nicht entreißen konnten, Krämerläden hin. Fromme Klosterfrauen wurden aus ihren Klöstern von Stadtknechten fortgeführt, einige in Straßburg mit Gewalt gezwungen, zu heirathen. Eine Unzahl von andern Beschwerden über die gröbsten Uebertretungen des Religionsfriedens brachten die Katholiken auf dem Regensburger Reichstage vor, und Maximilian nahm sich auf das Thätigste darum an, daß der Grund jener Klagen abgestellt würde. In seiner Gegenwart und in seiner Wohnung zu St. Emmeram hielten die Katholiken die wichtigsten Berathungen, und so groß war das Ansehen des jungen bayerischen Prinzen in jener Versammlung der ersten Fürsten des Reiches, daß seine Gegner, um seinen Einfluß zu schwächen, die Lüge ausbreiteten: er strebe durch heimliche Umtriebe nach der deutschen Kaiserkrone. Als Maximilian von diesem Gerüchte Kunde erhielt, verließ er, um es zu widerlegen, augenblicklich Regensburg, obwohl der Reichstag noch nicht zu Ende war.

Herzog Wilhelm hatte sich inzwischen angelegentlich mit der Sorge für die Wohlfahrt des Landes beschäftigt. Durch weise Verordnungen wurden der Woll-, Barchent- und Leinwandhandel in größeren Schwung gebracht; ferner sorgte er, daß neue Lodereien angelegt, ein Messinghandel angefangen, Moose trocken gelegt und dem Forst- und Waldwesen größere Aufmerksamkeit zugewendet wurde. Auch in seinem Hofhalt steuerte Wilhelm allmälig der Unordnung, welche durch die Untreue und Sorglosigkeit mancher Beamten eingerissen war. Aber es gelang ihm dieß nur halb; erst seinem Sohn wurde es möglich, eine gründliche Besserung des Staats- und Hofhaushaltes durchzuführen. Bayern war übrigens damals in Bezug auf die Geldverhältnisse noch viel besser daran, als andere Länder. Im Jahre 1572 war die Hauskasse des deutschen Kaisers so erschöpft, daß nicht einmal das Hofgesinde ganz besoldet werden konnte. Kaiser Maximilian II. mußte einmal die kleine Reise von Wien nach Preßburg zur Versammlung des ungarischen Landtags unterlassen, weil er nicht Geld genug hatte; und unter Kaiser Rudolph II. war die Geldnoth so arg, daß am 19. August 1606 das vornehmste Hofgesinde nicht genug zu essen bekam, weil die Köche kein Geld gehabt hatten, um für die Küche einzukaufen. Es herrschte damals in Wien solche Noth, daß die Metzger gefallenes Vieh schlachteten, daß am hellen Tage auf offener Straße Diebstähle verübt und den Frauen die Kleider vom Leibe gerissen wurden.

Um sich die Last der Regierungssorgen zu erleichtern, nahm Herzog Wilhelm am Ende des Jahres 1594 seinen Sohn Maximilian zum Mitregenten an. Ehe aber der Prinz dieses Amt antrat, hielt er am 6. Februar 1595 Hochzeit mit Elisabeth, der Tochter des Herzogs Karl von Lothringen, in Nancy. Dann ergriff er mit dem größten Eifer die Zügel der Regierung, die ihm sein Vater im Jahr 1598 ganz abtrat, um sich in das Privatleben zurückzuziehen. Längst hatte er sich darnach gesehnt; denn er besaß nicht den kräftigen, muthvollen Charakter seines Sohnes. Er war für die schwere Zeit, die er hereinbrechen sah, zu gut und zu milde; nur im Wohlthun und im Gebet fand er seine größte Freude, daher spendete er Segen, so lang er lebte, und sein ganzes Einkommen, das nach seiner Thronentsagung in 52,000 fl. baar und in einer Naturallieferung im Werth von 8000 fl. jährlich bestand, verwendete er auf milde Stiftungen und auf die Linderung jeglicher Noth und Drangsal.

Wilhelm bewohnte jetzt mit Renata den Palast, den er neben dem Collegium der Jesuiten sich hatte erbauen lassen, und der heutzutage die Herzog-Marburg heißt. Beide ließen sich seitdem selten öffentlich sehen, außer wenn sie den Werken der Wohlthätigkeit nachgingen. Auf ihrer Tafel fand man weder Gold noch Silber; sie speisten nur aus irdenem Geschirr, auch wenn fürstliche Gäste kamen. Oefter aber, als Fürsten, saßen arme Leute an Wilhelm's Tisch, denn er speiste deren täglich

zwölf. Außerdem lud er zwei oder dreimal wöchentlich Bettler, wie er sie gerade auf der Straße antraf, an seinen Tisch, setzte sie oben an, schnitt ihnen vor und schenkte ihnen ein. Das Beste, was auf der Tafel stand, überließ er ihnen, und was übrig blieb, durften sie mit nach Hause nehmen. Jährlich kleidete er zweiundsiebenzig Männer, Renata eben so viele Weiber.

Wilhelm baute in München ein Pilgerhaus, das er oft besuchte. Er wusch den Pilgern die Füße, bediente sie bei Tisch und beschenkte sie bei der Abreise nach einer dreitägigen Bewirthung mit einem guten Zehrpfennig. Ein anderes Haus baute er, in welchem solche Leute, die mit häßlichen Krankheiten behaftet waren, Aufnahme fanden. Er besuchte dieses Haus täglich, tröstete und pflegte sogar eigenhändig die Kranken. Auch in den Spitälern zu St. Elisabeth und zum heil. Geist fand er sich zu gleicher Beschäftigung oft ein. Endlich stiftete er zu München ein Findelhaus und sorgte dafür, daß die Kinder christlich und zu einem arbeitsamen Leben erzogen wurden.

Wilhelm's wohlthätige Wirksamkeit beschränkte sich aber nicht auf die Stadt München. Er reiste in den Flecken und Dörfern des Landes umher, suchte die Kranken auf und pflegte sie mit hingebender Liebe; mit den Sterbenden betete er und drückte ihnen die Augen zu; am Ende aber wohnte er der Bestattung bei. In der Residenz zu München hatte er eine eigene Apotheke, aus welcher die Kranken

die Arzneien geschenkt erhielten; auch besoldete er eigens für die Armen einen Arzt. Endlich, damit die Leute der Vorstadt bequemer zur Kirche kommen konnten, baute er auf einer Insel in der Isar eine Kirche nebst Priesterhaus.

Häufig begab sich Wilhelm auf Wallfahrten. In ganz Bayern stand damals die allerseligste Jungfrau, noch jetzt als Bayerns Patronin angerufen, in hoher Verehrung. An tausend Kirchen und Altäre waren auf ihren Namen geweiht. Ihr Bildniß prangte in den Stuben der Bürger und Bauern, in den Wappen der Adeligen, auf den Fahnen des Heeres. Unter den frommen Brüderschaften waren die marianischen die zahlreichsten. Weltberühmt war das Gnadenbild der Mutter Gottes in Altenötting, vielbesucht das zu Ingolstadt und Duntenhausen.

Zu Fuß, in schlichter Kleidung, einen Pilgerstab in der Hand, besuchte Wilhelm diese Gnadenorte. In München, wie am Kloster Prüfening bei Regensburg hatte er sich Einsiedeleien errichtet, eben so in Schleißheim, wo er noch sechs Zellen bauen ließ, die er andern frommen Leuten zu einsamer Andacht einräumte. Zu Zeiten fastete er strenge und schlug seinen Leib in der Weise der alten Heiligen. Renata aber war die stete Begleiterin seiner Liebesgänge und Wallfahrten, wie die Gefährtin seiner Andachtsübungen, bis sie im J. 1602 starb. Wilhelm selbst entschlief selig am 7. Februar 1626 unter den Gebeten seiner Söhne.

Sechstes Kapitel.

Jockel.

Im Hause des Blasius Sigl war die Traurigkeit noch größer, seit Jockel so unfreundlich von seinen Aeltern geschieden war. Der Ahnfrau hatte der Schmerz über die Rohheit und den Undank des Enkels das Herz gebrochen; ein plötzlicher Schlagfluß hatte ihrem Leben ein Ende gemacht. In der besten Stube des Hauses ward die Leiche aufgebahrt; Marie und Martin wachten abwechselnd bei ihr nach altchristlicher Sitte bis zur Bestattung. Jockels Versuch, die Aeltern zu bestehlen, blieb in dem bekümmerten Herzen der Mutter verschlossen; sie konnte nichts thun, als für den unglücklichen Sohn beten, und in ihrer tiefen Bekümmerniß um das Heil seiner Seele machte sie das Gelübde, nach Altötting zu wallfahrten, wenn Gott ihm die Gnade ernstlicher Bekehrung schenken würde.

Als sie nach der Bestattung der Ahnfrau allein nach Hause kam, dämmerte es schon, denn es war im Dezember. Die Hausthüre war in einem engen Gäßchen, über dem bereits ein tiefes Dunkel lag. Marie trocknete die Thränen, die ihr in den Augen standen, und ergriff den Thürklopfer, um Einlaß zu begehren; da stürzte ein Mensch zu ihren Füßen und flüsterte: „Verzeiht mir, Mutter, und betet für mich!“

„Du bist es, Jockel!“ erwiderte die Mutter,

halb bestürzt, halb erfreut. „Ich meinte, du hättest bereits deine Wanderung angetreten.“

„Es hat mich nicht fortgelassen, Mutter, ehedenn ich weiß, daß Ihr mir verzeiht. Seit vorgestern Nachts sehe ich nichts als Euern Blick, mit dem Ihr mich gebannt und vor dem Verbrechen bewahrt habt; ich höre nichts als den schrecklichen Fluch, mit dem der Welsche in den Bach gestürzt ist. Martin ist mir gestern im alten Hof begegnet und hat mich beredet, zu Euch zu kommen und Euch wegen meiner Rohheit um Verzeihung zu bitten. Aber vor der Hausthüre noch bin ich umgekehrt und davongelaufen. Wenn ich mit ihm, mit dem braven Bruder, vor Euch und vor den Vater getreten wäre, Ihr hättet mir ja nicht verzeihen können, weil ich neben ihm wie ein fürchterliches Scheusal Euch erscheinen muß. Und dennoch bin ich später wieder gekommen, habe am Fenster gelauscht und mit Euch den Rosenkranz gebetet, den Ihr für mich aufgeopfert habt, und habe geweint, bis mir die Thränen an die Backen gefroren und Hände und Füße erstarrt sind. Da bin ich wieder heute, und wenn Ihr mir jetzt nicht verzeiht, so verfolge ich Euch auf Schritt und Tritt“ — —

„Laß nur gut sein, Jockel,“ sagte Marie und beugte sich weinend auf den verlorenen und wiedergefundenen Sohn nieder, „ich verzeihe dir von ganzem Herzen; aber sorge jetzt, daß auch unser Herrgott dir verzeiht; du hast Ihn noch schwerer beleidigt als uns!“

„Aber der Vater“ — —

„Der Vater weiß nichts von deinem Verbrechen, und deine Rohheit beim Fortgehen hat er dir verziehen.“

„Gott sei Dank,“ seufzte Jockel aus tiefer Brust und küßte die zitternde Hand der Mutter. „Jetzt kann ich gehen; lebet wohl, Mutter, und gedenket meiner im Gebete.“ Er stand auf, ging in die Herberge, sein Bündel zu holen, und zog fürbaß gegen Regensburg.

Nach einigen Tagen wanderte Jockel in dieser Stadt ein und auf die Herberge der Maurer zu. Jeder Handwerksgesell mußte, als erstes Zeichen, daß er zum Handwerk gehöre, den Gruß sagen können, der bei demselben üblich war; demnach sprach er, als er in die Stube trat, in welcher eben mehrere Gesellen sich befanden: „Guten Tag, Gott ehre das Reich; Gott ehre das Handwerk, das Gelage und die Brüderschaft; Gott ehre den Herrn Vater, die Frau Mutter, Brüder und Schwestern und alle ehrbaren frommen Maurerbrüder, es sei gleich, hier oder anderswo.“

„Gott ehre das ehrbare Handwerk!“ antworteten die Andern.

„Mit Gunst, liebe Brüder,“ fragte Jockel, „wo oder welcher ist der Herr Vater von Handwerks wegen (der Herbergswirth)?“ Als man ihm denselben gezeigt hatte, ging er, mit dem Felleisen auf dem Rücken, wieder zur Thüre hinaus, klopfte abermals an, trat herein und sprach: „Mit Gunst, ich

wollte den Herrn Vater und Frau Mutter von Handwerks wegen gebeten haben, sie wollten mich beherbergen. Ich will mich verhalten, wie es einem ehrbaren Maurerbruder geziemt." Darauf forderte ihn der Herbergsvater auf, das Felleisen abzulegen, und Jockel machte sich's bequem. Nach einiger Zeit fragte er, wo er Arbeit bekommen könne; da der Herbergsvater keine Auskunft geben konnte, so mußte Jockel warten, bis der Ortsgeselle kam, der eben die Aufgabe hatte, die zugewanderten Gesellen zu den Meistern zu bringen, welche Gesellen brauchten. Damals wurde in Regensburg viel gebaut, selbst den Winter über; daher war bald ein Meister ausfindig gemacht, und Jockel am folgenden Tag zu ihm geführt, wobei der Ortsgeselle nach Handwerksbrauch folgende scherzhafte Empfehlung vorbrachte: „Nun Meister, da bring' ich Euch den Gesellen; er schläft gerne lang, ißt gern früh Suppe, macht gern kleine Tagwerke und nimmt gern großen Wochenlohn."

An einem der nächsten Sonntage kam Jockel in die Herberge zur „Auflage," d. h. zur Gesellenversammlung. Auch hier mußte er beweisen, daß er zum Handwerk gehörte, indem er sprach: „Mit Gunst, daß ich meinen ehrlichen Eintritt nehmen mag vor ehrbare Meister, ehrbare Altgesellen, ehrbare Kassengesellen, wie sie hier vor offener Lade *) und Büchse versammelt sind. Mit Gunst, das ehr-

*) Die Lade war ein Schrank, in welchem die Kasse und die Schriften des Handwerks aufbewahrt wurden.

bare Handwerk der Maurer zu München läßt das ehrbare Handwerk und Alle, die ihm zugethan sind und gemäß sind, ganz freundlich grüßen."

Altgesell: „Mit Gunst! was ist Sein Begehr?"

Jockel: „Mein Begehr ist, daß Ihr meinen ehrlichen Namen in das ehrbare Brüderschaftsbuch einschreibet, wo andere ehrbare Gesellen mit ihren ehrlichen Namen geschrieben stehen, also mit Gunst!"

Zwei Altgesellen traten vor, sprachen: „Mit Gunst und Erlaubniß, Gott ehre diesen Plan und Alle, die hier um uns stahn," und legten zwei Maßstäbe kreuzweise übereinander. Dann fragte der eine Altgesell: „Ehrbare Gesellschaft, wer hat dich ausgesandt?"

Jockel: „Mein ehrbarer Lehrmeister, ehrbare Bürgen *) und ein ganzes ehrbares Handwerk zu München."

Altgesell: „Worauf?"

Jockel: „Auf ehrbare Beförderung, Zucht und Ehrbarkeit."

Altgesell: „Was ist Zucht und Ehrbarkeit?"

Jockel: „Handwerksgebrauch und Gewohnheit."

Altgesell: „Wann fängt selbige an?"

Jockel: „Sobald ich meine Lehrjahre ehrlich und treu ausgestanden hatte."

Altgesell: „Wann endigt sich selbige?"

*) Diejenigen, welche für das gute Verhalten des Lehrjungen einstanden.

Jockel: „Wenn mir der Tod das Herz abbricht."

Altgesell: „Woran erkennt man den Maurer?"

Jockel: „An der Ehrbarkeit."

Altgesell: „Wo ist das ehrbare Handwerk der Maurer aufgerichtet worden?"

Jockel: „Zu Magdeburg auf dem Dom."

Altgesell: „Unter welchem Monarchen?"

Jockel: „Unter Kaiser Karl II., im J. 876."

Altgesell: „Wie hat der erste Maurer geheißen?"

Jockel: „Anton Hieronymus."

Altgesell: „Wieviel hat der Maurer Worte?"

Jockel: „Sieben."

Altgesell: „Wie lauten diese Worte?"

Jockel: „Gott grüße *) die Ehrbarkeit. Gott grüße die ehrbare Weisheit. Gott grüße das ehrbare Handwerk der Maurer. Gott grüße einen ehrbaren Meister. Gott grüße einen ehrbaren Polir. Gott grüße eine ehrbare Gesellschaft. Gott grüße eine ehrbare Beförderung hier und aller Orten, zu Wasser und zu Lande."

Altgesell: „Was ist Heimlichkeit an sich selbst?"

Jockel: „Erde, Feuer, Luft und Schnee, wodurch ich auf ehrbare Beförderung geh'!"

Altgesell: „Was trägst du unter deinem Hut?"

Jockel: „Eine hochlöbliche Weisheit."

Altgesell: „Was trägst du unter deiner Zunge?"

Jockel: „Eine hochlöbliche Wahrheit."

*) Das Wort „grüßen" hat ursprünglich die Bedeutung von vergrößern, vermehren, segnen.

Altgesell: „Warum trägst du einen Schurz?"

Jockel: „Dem ehrbaren Handwerk zu Ehren und mir zum Vortheil."

Altgesell: „Was ist die Stärke bei unserm Handwerk?"

Jockel: „Dasjenige, was Wasser und Feuer nicht verzehren können."

Diese Fragen und Antworten hatten offenbar den Zweck, dem Gesellen seine Pflichten vorzuhalten, die er als ehrsamer Handwerker zu erfüllen hat: verständig in allem seinem Thun und Lassen und bei der Arbeit und den Brüdern gegenüber treu und wahrhaftig sich zu erweisen. Was Jockel hiemit bei seiner Aufnahme in die Brüderschaft der Maurer zu Regensburg versprochen hatte, das war er auch ehrlich zu halten entschlossen. Denn auf der Wanderung von München her hatte er Zeit genug gehabt, über sein vergangenes Leben nachzudenken, und er war zu dem Entschlusse gelangt, sich jetzt besser aufzuführen. Aber es fehlte seiner Besserung die rechte Grundlage: der innere sittliche Abscheu vor seinen Verirrungen. Nur ihre Folgen, nämlich, daß er die Ahnfrau in's Grab gebracht und durch die Furcht vor Entdeckung seiner Veruntreuungen München und seine einträgliche Arbeit dort hatte verlassen müssen, das war es, was ihn schmerzte, und es war ihm nicht eingefallen, nach dem Rathe seiner Mutter mit Gott sich wirklich auszusöhnen und etwa eine reumüthige Beicht abzulegen. Hätte er diesen Rath befolgt, so würde es ihm gewiß leicht gewesen

sein, die Gelegenheiten zu neuen Ausschweifungen zu vermeiden; so aber kostete es ihm unendliche Mühe, von den Wirthshäusern fern zu bleiben und lustiger, wüster Gesellschaft aus dem Wege zu gehen. Wenn man sich bloß aus Furcht vor üblen Folgen vom Bösen enthält, ist rechtschaffen zu sein eine saure Arbeit; nur die Tugend, die man aus Liebe zu Gott übt, flößt dem Menschen Freudigkeit und die Kraft zur Standhaftigkeit ein.

Im Frühjahr kamen noch mehr fremde Gesellen nach Regensburg, endlich auch jener Münchener Bürgerssohn, der in seiner Heimat eine Zeit lang mit Jockel in den Kneipen herumgezogen und von diesem und dem Welschen gar oft im Spiel betrogen worden war. Georg, so hieß der Münchener, bekam bei dem nämlichen Bau Arbeit, bei welchem sich auch Jockel befand. Dieser hatte eben die Stelle des erkrankten Polirers zu versehen und führte ein gar scharfes Regiment über die Gesellen. Es kommt sehr oft vor, daß Leute um so strenger gegen Andere sind, je mehr sie früher sich selbst haben zu Schulden kommen lassen. In München war er oft um eine Stunde zu spät auf dem Bauplatz erschienen; jetzt aber schalt er heftig über die kleinste Verspätung und bewirkte manchmal beim Meister, daß ein Gesell, der sich verspätet hatte, Abzug am Lohn bekam. Mit Luchsaugen wußte er jede Veruntreuung an Baumaterial zu erspähen, denn er kannte ja aus eigener Uebung die Schliche, die zu diesem Zwecke gemacht werden. So konnte es nicht fehlen, daß

alle Gesellen, die unter seiner Aufsicht standen, auf's Heftigste gegen ihn erbittert wurden und sich verschworen, bei nächster Gelegenheit an ihm sich zu rächen.

Als Georg in Regensburg ankam und Jockel wieder sah, zeigte er ihm ein gar finsteres Gesicht, fand es aber doch bald für besser, mit seinem Polirer, den er als einen jähzornigen, gewaltthätigen Menschen kannte, sich für den Anfang wenigstens gut zu stellen. „Jockel," sagte er zu ihm, „Martello hat dir in München eine schöne Suppe eingebrockt! Wie du ihn so freundschaftlich über den Steg hinuntergestoßen hattest, ist er mit Nichten ertrunken. Der Welsche hat ein Leben so zäh wie eine Katze; und was für den Galgen geboren ist, ersauft nicht, das kannst du dir auch merken, Jockel. Der Martello also hat sich am Rechen der Mühle aus dem Bache gemacht und ist zu Gericht gegangen. Da hat er angezeigt, daß du an der Jesuitenkirche Holz und Steine bei Seite geschafft hast, und wie die Gesellenschaft davon Kunde bekommen, hat sie dich für ehrlos erklärt. Viele Münchener Gesellen sind eben jetzt in alle Welt auseinander gegangen und verkünden überall deine Ehrlosigkeit; du wirst es nirgends aushalten können, wohin einer von ihnen die Kunde gebracht hat. Daß ich der einzige bin, der hieher gekommen ist, kannst du als ein Glück für dich betrachten; denn ich bin gesonnen, zu schweigen, so lange du mich bei gutem Willen erhältst. Darnach kannst du dich richten."

Jockel bebte vor Zorn bei dieser Eröffnung. Er verwünschte von Neuem die schlimmen Streiche, die er daheim begangen hatte, aber statt endlich ernstlich in sich zu gehen, schwor er in seinem Herzen dem Italiener blutige Rache. Der Unmuth über seine Lage machte ihn noch jähzorniger; er wurde noch rauher und herrischer gegen die Gesellen, und nur Georg wurde besser behandelt als die andern. Dieser aber war ein wüster Schlemmer geworden. Die Gesellschaft des schlauen Welschen hatte böse Früchte getragen; für das Geld, das er diesem Bösewicht zugesteckt, hatte er die Bekanntschaft mit den abscheulichsten Ausschweifungen eingehandelt, und er fröhnte ihnen auch in Regensburg im vollsten Maße. Indem er darauf pochte, daß der Polirer ihm nichts anhaben könne, kam er zur Arbeit, wenn es ihm gefiel, und ging wieder, wie es ihm beliebte. Die andern Gesellen murrten, daß Georg über dieses Benehmen nie den mindesten Verweis von Jockel erhielt, und der Haß, den sie gegen den Polirer bisher genährt, wendete sich allmälig gegen seinen Günstling, besonders da dieser stets unfreundlich mit ihnen war.

So standen die Sachen, als Prinz Maximilian von Bayern mit seinem glänzenden Gefolge in Regensburg einritt. Martin Sigl befand sich als einer seiner vertrautesten Diener in seiner nächsten Nähe. Jockel sah den Bruder auf einem staatlichen Rappen vorbeiziehen, und sein Herz entbrannte von Neid; denn wenn eine Leidenschaft

einmal vom Menschen ganz Besitz genommen hat, so bleibt sie selten allein, sondern zieht immer mehrere und schlimmere nach sich. Jockel fühlte, daß er auf einem Vulcan stand, denn jeden Tag konnte Georg ausplaudern, und dann war es mit ihm aus. Er verglich mit seiner unheimlichen Lage das viel bessere Loos des Bruders, und von diesem Augenblicke an haßte er Martin, zu dem er ohnehin nie viel Liebe gehabt hatte.

Am Morgen nach dem Einzuge Maximilian's in Regensburg erschien Georg noch später als sonst auf dem Bauplatz; Jockel machte Miene, ihn zum ersten Male auszuzanken, aber ein leise geflüstertes Wort machte ihn verstummen. Der Geselle war über die Maßen träg und unwirsch, stritt mit den andern und schlug die Lehrjungen. Eine Stunde vor Feierabend legte er die Kelle weg und wollte gehen. Er stieg vom Gerüste herab und ging an einer Gruppe Maurer vorüber, die eben beschäftigt war, Steine von einem Wagen abzuladen. Dadurch war der Weg etwas enge geworden. Ein junger Geselle wich Georg nicht schnell genug aus und wurde von ihm gestoßen; zornig rief er: „Oho, Ihr werdet wohl noch früh genug zum Faullenzen kommen! Ist das Handwerksbrauch, so früh von der Arbeit zu laufen?“ Da packte ihn Georg zitternd vor Grimm und warf ihn zur Seite, daß er mit dem Kopf an die Achse des Wagens fiel und aus der großen Wunde das helle Blut stromweise hervorschoß. Nun fielen aber die umstehenden Ge-

sellen über Georg her, stießen ihn zu Boden, warfen Ziegelsteine auf ihn, und hätten ihn todt geschlagen, wenn nicht, von dem Lärm aufmerksam gemacht, Jockel herbeigelaufen wäre, um Frieden zu stiften. Als Georg ihn erblickte, rief er sogleich: „Der Polirer da ist ehrlos von München her, werft ihn hinaus!" Seine Absicht, die Gegner von sich ab und ihren Zorn auf Jockel zu wenden, gelang vollkommen; aber während Georg sich aufraffte und das Weite suchte, floh auch der Polirer, der den Ruf des Gesellen gehört hatte. Ziegel, Mörtel, Kalk und Holzstücke flogen hinter ihm her; einige Gesellen rannten ihm eine Strecke weit nach; aber die Furcht vor dem, was ihm bevorstand, wenn er in die Hände seiner erbitterten Untergebenen fiel, gab ihm Riesenkräfte, und er entkam glücklich seinen Verfolgern.

Am Abend dieses Tages stand der Mond silberhell am klaren Himmel und spiegelte sich in den ruhigen Wellen der Donau, daß sie blitzten wie eitel Silber und Demanten. Von St. Niklas herüber kam ein Wandersmann über die Felder auf die Donau zu, in der Tracht der herzoglichen Jäger. Noch verbarg eine kleine Erhöhung im Felde den Strom seinen Blicken; als er sie erreicht hatte, blieb er erstaunt stehen und faltete die Hände in stummer Bewunderung der Schönheit, in welcher die Landschaft, die Berge im Hintergrund, die unermeßlich weite Flur zur Rechten, Alles vom zitternden Mondlicht übergossen prangte.

Bald fesselte seine Blicke ein anderer Gegenstand: ein Mann wankte am Rande des Ufers hin; einige Male fiel er, dann raffte er sich wieder auf und ballte die Fäuste gegen Himmel. Martin — denn das war der herzogliche Jäger — ahnte, daß der Fremde, der immer auf und abwankte, etwas Unheimliches im Schilde führe. Ein Weidengebüsch erstreckte sich einige Schritte unterhalb dem Ufer entlang; Martin stellte sich hinter dasselbe und beobachtete aufmerksam alle Bewegungen des Fremden. Er bemerkte, daß dieser unabläßig in das Wasser blickte, als suche er etwas darin; daß er dann wieder einige Schritte that und fürchterlich fluchte, wenn er auf dem unebenen Boden fiel. Aber wie schlug Martin's Herz, als er in diesem Menschen seinen Bruder zu erkennen glaubte! Wie schnürte es ihm die Brust zusammen, als er Jockel wirklich erkannte, in sein aufgedunsenes Gesicht sehen konnte, in die rollenden Augen! Mit Einem Satz sprang plötzlich der Unglückliche vorwärts bis an den Rand des Ufers; da hielt er an, raufte sich die Haare, ballte die Fäuste gegen Himmel und brüllte: „Laßt mich, Ahnfrau! laßt mich! weg mit Eurer Hand! Ich muß hinein, ich muß!" Er machte einen neuen Ansatz, stürzte aber zu Boden.

Jetzt sprang Martin hervor, kniecte neben Jockel nieder und faßte seine heißen Hände. Jockel riß sie los und bedeckte damit das Gesicht, indem er stöhnte: „Vater, Ihr auch! Alle kommen zur Lade, und ich allein, ich muß fort! Fort! fort!"

schrie er wieder und suchte sich aufzuraffen, doch Martin hielt ihn fest am Boden und redete ihm freundlich zu. Jockel starrte ihm in's Gesicht: „Nein, das ist der Alte nicht! Es ist ein Glück für dich, Mann, daß du nicht der Blasius bist. Den Blasius könnte ich erwürgen, er ist an Allem Schuld!

„Schweig, Mensch!" rief Martin, „lästere deinen und meinen Vater nicht! Er liegt daheim und grämt sich um dich zu Tode, und du, du wirst ihn noch in die Grube bringen, wenn du nicht ein anderes Leben anfängst. Aber jetzt komm, Bruder, wir wollen miteinander in die Stadt gehen."

Jockel starrte noch immer in die Fluth. „Da liegt die Ahnfrau," stöhnte er — „bleich wie auf der Bahre damals — sie hat drohend die Hand aus dem Wasser gestreckt, wie ich mich hineinstürzen wollte — ich hab' es nimmer aushalten können — ehrlos bin ich im Handwerk — o das brennt, Martin, das brennt — laß mich — das ist die Isar, gelt — ich will hinein!" Und er machte eine neue Anstrengung, um sich aufzuraffen, so daß Martin alle seine Kräfte aufbieten mußte, um ihn festzuhalten.

Da lagen die beiden Brüder, der eine von rasender Verzweiflung gequält, sich krümmend im Grase, der andere voll Angst neben ihm halb knieend. Martin betete zu Gott, Er möge ihm eingeben, was er thun solle. Jockels Anstrengungen, sich aus den Armen des Bruders zu befreien, wurden

immer schwächer: die darauf folgende Ermüdung und die Trunkenheit versenkten ihn in einen tiefen Schlaf.

Martin erhob sich und wandelte sinnend in der Nähe auf und ab. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und sah wehmüthig in das verzerrte Gesicht des unglücklichen Bruders. Die Leidenschaften hatten tiefe Furchen in seine Züge gegraben, die Stirnadern waren hoch geschwollen, sein herkulischer Körper schob sich von den Bewegungen, die der Schlafende, von Träumen gequält, unter dumpfen Ausrufungen machte, in einen unförmlichen Knäuel zusammen.

Endlich kam ein Bauer des Weges, der aus der Stadt in sein Dorf zurückkehrte; er zog die Mütze ab vor dem herzoglichen Jäger und betrachtete überrascht den daneben liegenden Handwerker, dessen Kleidung schmutzig und zerrissen war. Martin bat ihn, ihm zu helfen und mit ihm den Maurer in die Stadt zurückzutragen. Als Martin ihm ein Geschenk versprach, ließ er sich willig finden. Die beiden Männer hoben nun Jockel, der schwer wie ein Bleiklumpen in ihren Armen lag, auf und trugen ihn zur Stadt zurück. Auf dem Wege erwachte der Maurer aus seiner Betäubung; jetzt nahmen ihn seine Begleiter in die Mitte und führten ihn. „Jetzt geht's zum Ende," sagte er. „Das Armensünderglöckchen läutet schon; sie werden den Jockel rädern, er hat's verdient. Falsch gespielt, den Meister bestohlen, das Handwerk geschändet,

den Wälschen ersäuft, die Ahnfrau in die Grube gebracht und den Vater dazu ... Und die Mutter!" schrie er auf mit solcher Gewalt, daß die öden Gassen wiederhallten, packte Martin am Arm und richtete sich nach seiner ganzen Länge auf. „Die Mutter! lebt sie noch? weißt du, Mann — ja so, du bist der Martin — weißt du, Martin, die Mutter hat mir verziehen, Alles verziehen! — — Alles verziehen! Alles!" stöhnte er immer leiser und sank wieder zusammen, so daß die Beiden ihn auf der Gasse fortschleifen mußten.

„Gott sey Dank!" sprach Martin, „wir sind an Ort und Stelle." Er und der Bauer brachten Jockel zu Bett, der bald wieder in einen tiefen Schlaf verfiel. Aber er wagte nicht, sich auch zur Ruhe zu begeben, denn er fürchtete, Jockel möchte seinen abscheulichen Vorsatz, sich selbst zu tödten, doch noch ausführen. Daher wachte er die ganze Nacht bei dem Bruder und sann über den Rath nach, den er ihm würde geben müssen. Denn daß Jockel beim Handwerk, das ihn in München für ehrlos erklärt, nicht mehr bleiben konnte, sah er wohl ein; er wußte, daß ein ehrloser Gesell nirgends Arbeit findet, wo man von seiner Schande weiß.

Mit der Morgendämmerung erwachte Jockel. Er rieb sich die Augen und sah sich stier in der Stube um. „Wo bin ich denn?" fragte er. „Im Kerker? so 'ne Stube laß ich mir gefallen, das Bett ist auch nicht übel." Er stand auf und fuhr in seine Kleider. Da trat Martin vor, der sich hinter

dem Ofen verborgen gehalten hatte. Jockel starrte ihn lautlos an.

„Guten Morgen, Bruder," sprach Martin und reichte ihm die Hand. Der Bruder that, als ob er sie nicht sähe, und blieb stumm.

„Hast du gut geschlafen, Bruder?"

„Gut geschlafen, ja, ich glaube, aber geträumt hab' ich elend schlecht. 'S war mir als wär' ich an der Isar und wollte hinein springen, aber die Ahnfrau guckte mit ihrem kreideweißen Gesicht aus dem Wasser und drohte mir mit ihrem dürren Finger. Dann rang ich mit dem Vater oder mit dir, ich weiß nimmer wer es war."

„Armer Bruder" — — —

„Zum Teufel mit deinen hochmüthigen Redensarten!" fuhr Jockel auf. „Ich bin nicht arm, lang nicht so armselig, wie du, erbärmlicher Fürstenknecht! Diese Faust hier, sieh'" — und damit hielt er dem Bruder die geballte Faust vor das Gesicht — „diese Faust erwirbt mir mein Brod, aber du, du hast nichts zu essen, wenn dein Herzog kein Geld hat. Ha, ha, ha! dieser aufgeputzte Affe nennt mich arm!"

Martin nahm die Schmähreden des rohen Menschen geduldig hin, und dieser fuhr, durch das Schweigen noch mehr gereizt, höhnisch fort: „Gib Acht, daß du nicht noch in meine Gewalt kommst, und daß du nicht bei mir um ein Stück Brod bettelst! Die Zeiten, in denen die nervige Faust des Volkes den Reichen und Adeligen Gesetze vorgeschrieben hat, können wieder kommen, dann werdet

ihr, du und deines Gleichen, vor uns zu zittern haben!"

Martin fühlte, daß sein Blut zu kochen begann. Doch bändigte er noch seinen Zorn und sagte: „Jockel, gerade heute wallfahrtet unsere Mutter von München nach Altötting, um der Mutter Gottes dafür zu danken, daß du sie nach dem Begräbniß der Ahnfrau um Verzeihung gebeten hast."

Jockel antwortete auf diese Ermahnung mit einer Schmähung gegen seine Mutter, die ich nicht nachsagen kann. Martin griff, vom Zorn übermannt, nach dem Degen und trieb den gottvergessenen Menschen aus seiner Stube. Fluchend entfernte sich Jockel. Am Abend dieses Tages fiel er in einer öden Straße zwei Cavaliere des Herzogs an; sie wehrten sich tapfer, wären aber der Riesenstärke des Maurers dennoch erlegen, wenn nicht Reisige ihnen zu Hilfe gekommen wären. Jockel wurde übermannt, in den Thurm geworfen und zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt.

Während man Jockel in den Thurm führte, ritt Martin, der von dem neuen Verbrechen des Bruders noch nichts wußte, mit einer geheimen Meldung des Prinzen Maximilian an den Herzog Wilhelm beauftragt, nach München. Als er nach einer Woche zurückkam, wurde er bald wieder fortgeschickt, und selbst, da er im Gefolge Maximilian's Regensburg verließ, wußte er nichts von dem Schicksal seines Bruders.

Siebentes Kapitel.

Maximilian als Herzog.

Als ein Jüngling von fünfundzwanzig Jahren bestieg Maximilian den Thron seiner Väter mit der entschiedenen Haltung eines Mannes, der eine hohe Aufgabe vor Augen hat, aber auch seiner Kraft, sie zu lösen bewußt ist. Vom ersten Tage seiner Regierung an trat er als Fürst auf, als geborner Herrscher, stets achtsam auf sich selbst, nie den Leidenschaften der Jugend nachgebend, klar in seinen Ansichten, unbeweglich in seinen Grundsätzen, groß in seinen Entwürfen. In seinem Aeußern hatte er viel Einnehmendes. Von mittlerer Größe, hatte sein Körper einen gedrängten Gliederbau mit festen Muskeln; die Stirne war hoch und hell, die Nase etwas erhaben; der Blick der ernsten grauen Augen war in der Nähe durchdringend, reichte aber nicht weit in die Ferne.

In der Strenge seiner Sitten und in dem Eifer seiner Gottesfurcht leuchtete er dem ganzen Hofe vor. Er liebte die Geselligkeit, gab sich ihr aber nicht zu sehr hin. In seinem kleinen schmucklosen Gemach saß er den größten Theil des Tages allein bei seinen Arbeiten, ja selbst die Mitternacht traf ihn oft noch bei der Beschäftigung mit den Sorgen für sein Volk. Diese Thätigkeit des jungen Fürsten entsprang aus dem tiefen Bewußtsein dessen, was er seinem Volke schuldig war, und aus seiner

innigen Gottesfurcht. Glaube und Andacht, durch die weise Erziehung und das herrliche Beispiel seiner Aeltern ihm eingepflanzt, hatten sein ganzes Wesen erfüllt und mit unglaublicher Stärke durchdrungen. Die dornenvolle Laufbahn des Herrschers begann er mit einer Wallfahrt zu Fuß nach Altötting in Begleitung seiner Gemahlin, um sich den Beistand des Allmächtigen und die Fürbitte der Gottesmutter zu erflehen.

Den Inbegriff aller Pflichten gegen den Himmel und die Welt erkannte Maximilian in der Uebung der Gerechtigkeit. In diesem Sinne betrachtete er die Lage seiner Zeit, die Entzweiung der Völker im Glauben, die Gefahr der Kirche und die Zwietracht im Reiche. Um gegen alle Folgen dieser Verhältnisse gerüstet zu sein, hatte er drei Dinge nothwendig: Geld, Waffen und feste Ordnung im eigenen Lande. Und gerade an diesen drei Dingen fehlte es in Bayern.

Die erste Sorge des jungen Herzogs war daher darauf gerichtet, die Geldverhältnisse des Landes zu regeln und die Einnahmen mit den Ausgaben in Gleichgewicht zu bringen. Er beauftragte sechs Männer, welche wohl erfahren und der Kräfte des Landes kundig waren, genau und gewissenhaft die Lage der Dinge zu erforschen und diejenigen Mittel vorzuschlagen, die zur Beseitigung der Geldnoth dienen möchten. Nach sorgfältigen Berathungen setzten diese Herren eine Schrift auf, in der sie dem Herzog seine und des Landes Geldverhältnisse aufrichtig

darlegten. Nicht nur war die herzogliche Hauskasse fast ganz von Geld und geldeswerthen Dingen entblößt, sondern auch mit vielen Schulden belastet; fast in derselben Noth befanden sich die Staatskasse und die Kasse der Landstände. Demnach wurden vor Allem einige Maßregeln vorgeschlagen, durch welche die Kosten des Hofstaates und der Landesverwaltung verringert werden konnten. Maximilian ging aber nicht auf diese ein, sondern ergriff andere, die viel wirksamer waren.

Er erkannte den Hauptgrund der Geldnoth seiner Hofkasse nicht in der Menge der Räthe und Hofbeamten, sondern in der Unordnung, die in vielen Aemtern herrschte. Bisher wurde alles Hofgesinde bis zu den fürstlichen Räthen hinauf, im Ganzen fünfhundert und vierzig Personen, vom Hofe gespeist und gekleidet. Diese Gewohnheit, bei der viele Mißbräuche sich eingeschlichen hatten, hob Maximilian auf, da alle Beamten und Diener des Hofes ohnehin gut besoldet waren. Die meisten Räthe z. B. bezogen einen Gehalt von fünf- bis sechshundert Gulden, was bei der damaligen Höhe des Geldwerthes gar nicht wenig war. Um genau zu wissen, wie viel Geld in den sämmtlichen Kassen vorhanden sei, ließ sich der Herzog von Zeit zu Zeit die Rechnungen vorlegen und verlangte, daß darin auch die kleinsten Ausgabe- und Einnahmeposten genau verzeichnet wurden. Damit wurde vielen Unterschleifen und Veruntreuungen vorgebeugt. Auch benützte Maximilian mit bewunderungswürdigem Scharf-

sinn jedes erlaubte Mittel, um seine Einnahmen zu vermehren. Besonders ließ er es sich angelegen sein, das Salzwesen in Aufschwung zu bringen. In wenigen Jahren hatte er die jährlichen Einkünfte um ein Drittel vermehrt, und da sie mit der weisesten Sparsamkeit verwaltet und verwendet wurden, hatte er sich bald schuldenfrei gemacht und konnte den Grund zu jenem beträchtlichen Schatze legen, der sogar durch den dreißigjährigen Krieg nicht ganz erschöpft worden ist.

Als Maximilian die innern Verhältnisse des Landes wohl geordnet, dessen Kräfte vermehrt und die Lasten vermindert, in allen Stücken die möglichste Ordnung hergestellt, richtete er seinen hellen Blick mit um so größerer Aufmerksamkeit nach Außen. Er erkannte deutlich, daß die zwischen Katholiken und Protestanten herrschende Zwietracht über kurz oder lang zu einem gewaltsamen Ausbruch kommen müsse; auch drohte der ganzen Christenheit große Gefahr von den Türken, deren Fahnen mit dem Halbmond damals in Ungarn und beinahe an den Gränzen von Oesterreich wehten. Daher verordnete Max im Jahre 1600 eine allgemeine Landmusterung und ließ aus der waffenfähigen und dienstpflichtigen Mannschaft den dreißigsten und zehnten Mann ausheben. Das damalige Bayern, also ungefähr das heutige Ober- und Niederbayern, mit Ausschluß der bischöflichen Gebiete von Freising und Passau und einiger kleineren geistlichen oder reichsunmittelbaren Gebiete, hatte eine Bevölkerung von anderthalb

Millionen Menschen, darunter fünf- bis sechsmal hundert tausend waffenfähige Männer. Bisher hatte jeder Staat, der Krieg führte, fremdes Kriegsvolk oder sogenannte „versuchte Knechte" angeworben, die in Friedenszeiten von einem Lande in's andere zogen und ihre Dienste demjenigen leisteten, der sie theuer genug bezahlte. Durch die oben erwähnte Aushebung richtete aber Maximilian eine eigentliche Landwehr ein, die viel zuverläßiger war als die fremden Söldner, und wenn sie gut exercirt wurde, viel mehr ausrichten konnte. Er betrieb jedoch die Rüstungen sehr vorsichtig und gab den Beamten, welche die Aushebung zu besorgen hatten, die strengsten Befehle, Alles ganz geheim zu halten, damit die Feinde des Kaisers und des Reiches, gegen die er eigentlich rüstete, nichts erführen.

Vor Allem ließ es sich Maximilian angelegen sein, das Volk mit brauchbaren Waffen zu versehen. Er errichtete an mehreren Orten im Lande neue Zeughäuser und bestellte für jedes Rentamt einen eigenen Platner, welcher jährlich einmal in allen Gerichten herumreisen, die Waffen und Rüstungen untersuchen und reinigen und die Mängel dem Zeugmeister anzeigen mußte. Statt der kurzen, krummen Säbel erhielten die Soldaten steife Rapiere oder zweifach schneidende Degen von wenigstens vier Drittel Ellen in der Länge. Um guten Schießbedarf zu erhalten, beförderte Maximilian die Salpetersiedereien und ließ in München eine neue Pulvermühle anlegen. An frischem Pulver mußten

stets zweitausend, an Salpeter dreitausend Centner vorräthig sein.

In allen Städten und Märkten wurden Schießstätten errichtet. Kein junger Mann erhielt das Bürgerrecht, ehe er mit der Muskete schießen gelernt hatte; jeder Bürger mußte im ersten Jahre nach seiner Bürgeraufnahme von Georgi bis Michaelis alle Sonntage schießen. Ebenso durfte kein lediger Geselle oder Bauernbursche heirathen, bevor er sich im Schießen geübt hatte.

Besondere Aufmerksamkeit und Mühe verwendete der Herzog darauf, für die dienstpflichtige Mannschaft eine passende Kleidung einzuführen. Es gab damals keine Soldatenuniformen; die Männer zogen mit ihren gewöhnlichen Kleidern in's Feld. Die engen gespannten Beinkleider aber, welche die Bauern trugen, waren für den Kriegsdienst unbequem und unpassend; daher verordnete Max, daß jeder Bauer, wenn er sich neue Kleidung anschaffte, Beinkleider und Wamms nach einem eigens vorgeschriebenen Muster sich machen lasse. Es durfte kein lediger Bursche auf einem Tanzplatze erscheinen, der nicht die Kleider nach der gebotenen Form hatte. Obwohl übrigens eine eigene Uniform nicht vorgeschrieben war, erschien doch die herzogliche Leibgarde in gleichförmiger Tracht: Sammtbarette mit blauweißen Federn, die Reiter in schwarz wollenen, mit Sammt besetzten Leibröcken, mit dem Säbel und dem Rohr an breitem Band über der Achsel, mit Stulphüten von Filz mit gelben Schnüren und

Federn. Die Bürgerwachen zu Fuß trugen schwarze Röcke mit schwarzen und gelben Fransen, schwarze und gelbe Barette und Hellebarden. Erst im Laufe des dreißigjährigen Krieges erhielten die Soldaten Uniformen.

Mit demselben Ernste sorgte Maximilian auch für die Bildung und Uebung der Reiterei, indem er namentlich den Adel, welcher in der letzten Zeit die Kriegskünste etwas vernachläßigt hatte, zur Pflege der Reitkunst anhielt. Mehr als einmal forderte er die jungen Adeligen auf, nach Ungarn zu ziehen und dort im Kriege gegen die Türken sich in den Waffen zu üben und die uralte bayerische Tapferkeit zu erproben. Aus allen Landgerichten wurden kräftige Bürgers- und Bauerssöhne nach München berufen und im Reiten unterrichtet; jede Stadt, jeder Markt mußte eine bestimmte Anzahl von Pferden für alle Fälle in Bereitschaft halten.

Um die Artillerie in besseren Stand zu bringen, ließ Max viele neue Geschütze gießen und die gelehrigsten Soldaten in dem Gebrauche derselben unterrichten. Nicht minder sorgte er für ein tüchtiges Fuhrwesen, indem er neue Wägen bauen ließ. Die alten waren so schwer, daß die Pferde, auch wenn sie leer waren, genug daran zu ziehen hatten. Die Befestigung von Ingolstadt und Schärding wurde mit erneutem Eifer fortgesetzt; Landstreicher und Sträflinge mußten daran arbeiten. Damit für jeden Fall hinreichender Mundvorrath vorhanden sei, ordnete er an, daß die Städte und Märkte Getreide

und Mehl aufbewahren sollten; auch mußten einige hundert Centner Fleisch stets vorräthig sein, und die Bräuer mußten einige tausend Eimer Bier für den Nothfall zurückbehalten und durften nichts davon ohne besondere Bewilligung verkaufen.

Endlich suchte sich Maximilian geschickte Feldherrn und Oberofficiere zu verschaffen. Unter den bayerischen Kriegshauptleuten schien ihm nur Alexander von Haßlang zum Feldherrn geeignet, er berief daher Ausländer in seine Dienste. Der berühmteste derselben war Tilly. Er war im Jahre 1559 auf dem väterlichen Schlosse Tilly in Brabant geboren und bei den Jesuiten erzogen. Seine Neigung zum Kriegswesen veranlaßte ihn, in spanische Dienste zu treten. Die Niederlande waren damals der Schauplatz beständiger Kämpfe, daher die beste Kriegsschule; denn die größten Feldherrn ihrer Zeit stritten dort: Alba, Requesenz, Don Juan und Alexander Farnese. Tilly diente vom gemeinen Soldaten an, trat dann in die Dienste des deutschen Kaisers und zeichnete sich in Ungarn gegen die Türken und Rebellen so sehr aus, daß Kaiser Rudolph II. ihn im Jahre 1601 zum Obersten, später zum Artillerie-General ernannte. Herzog Maximilian machte ihn zuerst zum Generallieutenant in der bayerischen Armee und setzte in seine Erfahrung und Kriegskenntniß das größte Vertrauen. Ohne Tilly's Gutachten wurde im Kriegsrathe nichts von Wichtigkeit entschieden; auch in der Schö-

pfung des bayerischen Heeres unterstützte er seinen Herrn mit weisen Rathschlägen.

So hatte sich Maximilian in kluger Vorsicht für kommende Zeiten mitten im Frieden ein wackeres Heer verschafft und war jeden Augenblick gefaßt, in's Feld zu rücken, ein Vortheil, den keiner der übrigen deutschen Fürsten, nicht einmal der Kaiser hatte. Alles, was zum Angriffe sowohl als zur Vertheidigung gehörte, war in der nöthigen Bereitschaft. Und diese großen Vorbereitungen hatte der Herzog durch beharrlichen Muth, weise Einsicht und ohne große Anstrengung der Geldkräfte des Landes in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Stande gebracht. So viel vermag ein Fürst zu schaffen, der Weisheit mit Kraft und Muth verbindet!

Maximilian's helles Auge war aber nicht bloß auf die Vorsorge für den Fall eines Krieges, sondern auch auf die wahre Beglückung seines Volkes gerichtet. Mitten unter militärischen Rüstungen erließ er weise Gesetze zum Schutz der Personen und des Eigenthums, und wachte mit Strenge über ihrem genauen Vollzug. Bayern hatte schon seit den ältesten Zeiten vortreffliche Gesetze, die von hoher Weisheit der Fürsten Zeugniß gaben. Aber im Laufe der Zeit reichten sie nicht mehr aus, da allmälig die Verhältnisse, für die sie berechnet und wirksam waren, eine andere Gestalt gewannen. Die rohe Einfalt früherer Zeiten war namentlich in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts einer künstlichen Verfeinerung gewichen, welche die Laster und Verbrechen

vermehrte. Je mehr durch die Aufbesserung der Gewerke und die Ausbreitung des Handels der Wohlstand wuchs, desto vielfältiger wurden die Bedürfnisse der Menschen; und da diese nicht immer auf erlaubtem Wege befriedigt werden konnten, nahm man Betrug und List zu Hilfe. Diesen und den vermehrten Lastern mußte man mit strengeren Gesetzen entgegenarbeiten.

Maximilian übertrug im Jahre 1605 einer Anzahl von Rechtsgelehrten und anderer verständiger Männer die Umarbeitung des bayerischen Gesetzbuches. Mit der größten Sorgfalt vollzogen diese Männer ihre Aufgabe; und nach einer fast zehnjährigen Arbeit erschien das neue Gesetzbuch unter dem Titel: „Landrecht, Polizei-, Gerichts-, Malefiz- und andere Ordnungen der Fürstenthümer Ober- und Niederbayern.“ Da ich in dem vorliegenden Büchlein meinen jungen Lesern nicht bloß einen großen Wittelsbachischen Fürsten schildern, sondern auch von dem Leben und Treiben unserer Vorfahren ein möglichst getreues Bild geben möchte, so will ich nachstehend einige der wichtigsten Verordnungen mittheilen, aus denen viele damalige Sitten und Gebräuche ersichtlich sind.

Fangen wir mit dem Trinken an, das zu allen Zeiten in Bayern stark geübt worden ist. Bürger und Handwerker geriethen damals meistens nur deßwegen in Armuth, weil sie sich dem Trunke ergaben. Daher wurde solchen Leuten das Zechen in den Wirthshäusern gänzlich verboten und nur noch

an Sonn- und Feiertagen Nachmittag gestattet. In Städten und Märkten durften die Wirthe über das Gebetläuten und auf dem Lande über die Zeit, wo sich Tag und Nacht scheidet, keine Trinker mehr behalten. Wer auf der Straße betrunken sich sehen ließ, wurde so lange eingesperrt, bis er nüchtern wurde. Um das Schuldenmachen zu verhindern, welches viele Trinker an den Bettelstab bringt, durfte der Wirth einem armen Bauern nicht mehr als zwei Gulden, einem Vermöglichen nicht über vier Gulden, Bürgern, Handwerkern und ledigen Bürgerssöhnen nicht mehr als um fünf Gulden für Zehrung borgen.

Wie die Trinksucht hatte auch die Spielwuth unter der Bauerschaft auf dem Lande eingerissen. Nicht nur an Feiertagen, sondern auch an Werktagen wurde Tag und Nacht gespielt; daher verbot das Gesetz zunächst alles heimliche Spielen. In einem offenen Spiel durfte Keiner mehr als fünfzehn Kreuzer verlieren, noch weniger auf das Spiel Schulden machen. Dem Dienstgesinde wurde das Spiel an Werktagen durchaus verboten. Schüler, Handwerkslehrlinge und Bauernbuben, überhaupt alle, die noch nicht achtzehn Jahre alt waren, durften gar nie und nirgends spielen.

Gegen Fluchen und Gotteslästern, das beim Trunk und Spiel so häufig ist, wurden strenge Strafen festgesetzt. Adelige wurden um Geld, gemeine Leute mit Gefängniß, Gassenkehren, Wassertauchen (Schnellen) und dgl. bestraft. Bei wie-

derholter Vergehung sollte der Thäter mit halbentblößtem Leibe an die Kirchenthüre gestellt und ihm in die eine Hand ein brennendes Licht, in die andere eine Ruthe gegeben werden. So mußte er drei Sonntage nacheinander dem Volke zum abschreckenden Beispiele dienen.

Gegen den übertriebenen Luxus, besonders gegen die gebräuchliche übermäßige Verschwendung bei Hochzeiten, Kindstaufen, Leichenfeiern und Kirchweihen wurden mehrere Verfügungen erlassen. Zu einem solchen Fest sollten von Bürgern und Bauern nicht über zwanzig, zu einem Hochzeitmahl nicht über fünfzig Personen geladen werden. Bei der Hochzeit durften höchstens zwei Mahlzeiten, jede mit nicht mehr als fünf Gerichten gehalten, und auf Bauernhochzeiten weder Fische noch Krebse, noch süße Weine aufgesetzt werden. Für eine solche Mahlzeit, bei der Wein aufgesetzt ward, sollte jede Person nicht mehr als fünfundvierzig, für eine Mahlzeit mit Bier höchstens zwanzig Kreuzer bezahlen. Der Mißbrauch, daß die Gäste Speisen nach Hause trugen, wurde mit Strafen bedroht. Ebenso wurden die auf dem Lande üblichen Vorhochzeiten und die Hochzeitschankungen verboten. Bei Bauernhochzeiten sollte kein Ungeladener dem Tanze zulaufen, damit nicht unnütz Zeit und Geld verschwendet und etwa zu Raufereien Anlaß gegeben werde.

Zur Kirchweihe durfte der Bauer nicht über zehn Personen einladen, auch nicht mehr als eine Mahlzeit geben. Fremden Krämern, Landfahrern,

Haustrern u. dgl. Leuten, welche mit schlechter Waare oder falschem Spiel das Volk hintergingen, wurde der Besuch der Kirchweihmärkte untersagt. Die Kirchweihtänze mußten um drei Uhr oder spätestens vier Uhr Nachmittags zu Ende seyn. Auch die Abendtänze wurden verboten, weil sie oft Anlaß zu Mord und Todtschlag oder schweren Körperverletzungen gaben.

Da bei den Gastmählern gewöhnlich großer Aufwand gemacht und das verderbliche Beispiel der Vornehmeren von den Geringeren zu ihrem Schaden nachgeahmt wurde, so ward verordnet, daß die Vornehmeren nicht mehr als zwanzig gekochte Speisen, vermögliche Bürger nicht über zwölf, ärmere nicht über sechs auftragen lassen sollten. Die übergroße Anzahl von Pferderennen und Kegelscheiben, die ebenfalls zu viel Verschwendung und Unordnung Anlaß gab, wurde eingeschränkt und die Veranstaltung solcher Feste von der Erlaubniß der Obrigkeit abhängig gemacht. Eine eigene ausführliche Verordnung wurde gegen die übermäßige Kleiderpracht erlassen, und jedem Stande die ihm gebührende Tracht vorgeschrieben. Auch gegen die damals überhandnehmende Titelsucht, indem gar Mancher mit seinem Rang sich nicht begnügen, sondern mehr scheinen wollte, als er war, schritt Maximilian mit Strafandrohung ein und verbot besonders scharf den Mißbrauch, der mit den Titeln „Euer Gnaden" und „gnädiger Herr" getrieben wurde. Nur die Reichsgrafen und Freiherren, die fürstlichen Geheimräthe,

die höheren Hofbeamten und Offiziere, der Hofrathspräsident und die Vitzthume und Hauptleute sollten jene Titel führen dürfen, ihre Frauen aber nicht.

In Bezug auf die Handwerke wurden Verordnungen gegen die in denselben üblichen Mißbräuche erlassen; z. B. wurde der blaue Montag abgeschafft, und den Gesellen, welche oft auf einmal die Werkstätte verließen, wenn die Meister ihnen nicht nach ihrem Willen thaten, wurde solcher Trotz ernstlich untersagt, und die Obrigkeit zum Einschreiten dagegen beauftragt.

Eine arge Landplage waren damals (wie jetzt) Vagabunden, Hausirer und fahrende Krämer. Letztere trugen ihre Artikel, namentlich Specereiwaaren, auf dem Rücken von Haus zu Haus und thaten dadurch den ansäßigen Krämern vielen Schaden. Die Hausirer handelten mit schlechten Waaren und schwätzten den Bäuerinen durch allerlei Ränke Schmalz, Käse, Flachs u. dgl. ab. Daher wurde das Hausiren verboten.

Die Müller erlaubten sich damals zum Nachtheil armer Leute vielfachen Betrug. Es wurde ihnen also vorgeschrieben, wie viel sie demjenigen, der sein eigenes Getreide an das Maß mahlen ließ, an Mehl und Kleien zu liefern schuldig waren. Jährlich wurde durch geschworne Müller- und Wassergrafen auf allen Mühlen eine Untersuchung vorgenommen.

Das Gesindewesen lag damals beinahe ebenso

im Argen wie jetzt. Ungeachtet der Lohn ziemlich stark war, konnte man doch nur mit vieler Mühe das nöthige Gesinde bekommen. Es wurde also in der neuen Landpolizeiordnung allen ledigen Manns- und Weibspersonen, die nicht angesessen, aber arbeitsfähig waren, ernstlich geboten, sich in Dienst zu begeben und nicht als bloße Tagwerker zu arbeiten. Niemand durfte solche Personen, die nicht dienen mochten, beherbergen. Um ihre Veruntreuungen zu verheimlichen, gebrauchten Dienstboten sehr häufig die List, ihre Kisten und Kästen nicht im Hause des Dienstherrn, sondern in heimlichen Winkeln bei fremden Leuten unterzubringen. Dieß wurde verboten. Dienstboten, die zur Erntezeit den Bauern davon liefen, wurden ebenfalls bestraft.

Herzog Maximilian, rein in seinen Sitten, wie wenige große Herren damaliger Zeit, sah mit tiefem Schmerz, daß die alte Zucht und Ehrbarkeit unter seinem Volke tief gesunken war. Er erließ daher einerseits strenge Verfügungen gegen alle Arten von Unsittlichkeit; andererseits bemühte er sich, gute Volksschulen im ganzen Lande einzurichten und die schon vorhandenen zu erhalten, damit die Jugend einen christlichen Unterricht und dadurch bessere und mildere Sitten bekäme. Und weil unter den Weltpriestern gar manche waren, welche dem Volke nicht das beste Beispiel gaben, so berief er die Kapuziner nach Bayern. Die Mitglieder dieses Ordens zeichneten sich durch Reinheit der Sitten, strenge Lebensweise und uneigennützigen Eifer in der Seel-

sorge rühmlich aus. Er ließ ihnen im Jahre 1600 das erste Kloster in München bauen. Bald war keine Stadt mehr im Lande, wo sie nicht ein Klösterlein hatten, von welchem aus sie unermüdet umherzogen und die Pfarrer in der Seelsorge unterstützten.

Wie Maximilian durch die Schöpfung eines kräftigen Heeres als wohlbewandert in den ersten Erfordernissen der Kriegskunst sich bewährte, so erwies er sich auch als einen eifrigen Förderer der Künste des Friedens. Mit vielen und gediegenen Kenntnissen ausgestattet, mit einem aufgeweckten Geiste begabt, unermüdet arbeitsam, war er der Freund und Beschützer aller tüchtigen Gelehrten und zog viele derselben nach Bayern, um sie entweder zum Vortheil der Wissenschaft oder als Räthe in den Regierungsgeschäften zu verwenden. Er konnte aber auch dazu keine andern als gebildete, gelehrte Männer brauchen, und sie hatten an ihm einen aufmerksamen, scharfsichtigen Herrn. Er unterzeichnete nichts, was er nicht zuvor durchgelesen hatte; zu vielen Briefen, Entschließungen, Kabinetsbefehlen u. dgl. machte er eigenhändige Zusätze oder verwies es gar den Verfassern derselben gleich auf dem Rande, wenn sie eine Nachläßigkeit sich hatten zu Schulden kommen lassen. Solche Schriftstücke sind noch mehrere tausende vorhanden zum sprechenden Zeugnisse für die wunderbare Thätigkeit und Weisheit dieses Fürsten.

Da er ein warmer Freund der Geschichte,

besonders der vaterländischen Geschichte war, so veranlaßte er drei gelehrte Jesuiten zur Abfassung einer bayerischen Geschichte. Der herzogliche Archivar Gewold, der geheime Rath Herwart waren Gelehrte, die damals großen Ruhm gewannen. Berühmte Maler und Bildhauer, Christoph Schwarz, Peter Candid, Mathias Kager, befanden sich damals in Bayern, und der Ruf der Münchner Stahlschneider und Erzgießer war in ganz Europa verbreitet. Peter Candid zeichnete das herrliche Grabmal, welches Kaiser Ludwig der Bayer von Maximilian im Jahre 1622 in der Frauenkirche zu München erhielt, und Johann Krumpter goß es in Erz. Maximilian selbst erbaute in München eine Residenz, deren Schönheit und Großartigkeit in ganz Europa bewundert wurde, würdig des ruhmvollen Fürstengeschlechtes, dessen Sprößling er war.

Achtes Kapitel.

Maximilians erste Waffenthat. — Etwas vom Jockel.

Die Bürgerschaft der kleinen Reichsstadt Donauwörth war zum größten Theil protestantisch geworden und hatte die Katholiken sogar aus der Pfarrkirche vertrieben. Diese besuchten nun den Gottesdienst im Benediktinerkloster zum heil. Kreuz. Der Magistrat und die protestantischen Bürger plagten die

Katholiken in jeder Weise um ihrer Religion willen, und auch das Kloster mußte von ihnen bald diese bald jene schwere Unbill ertragen.

Am 15. April 1606 gedachten die Katholiken ihren alljährlichen Kreuzgang nach Auresheim zu halten. Der Magistrat befahl dem Abt, bei diesem Kreuzgang die Fahne zusammengewickelt vom Klosterberg herab durch die Stadt tragen und erst außerhalb derselben entfalten zu lassen. Der Abt berief sich dagegen auf den kaiserlichen Befehl, wornach allenthalben die Katholiken in der Ausübung ihrer religiösen Gebräuche gänzlich ungestört sein sollten. Der Prior eröffnete demnach um sechs Uhr Morgens, begleitet von vier jungen Priestern aus dem Convent, den Zug. Eine große Fahne wallte, mit dem Kreuzzeichen geschmückt, frei in der Luft; ihr folgten die Musiker, die Priester, das Volk. Ehrbar und eingezogen kamen sie den Klosterberg herab in die Hauptstraße und auf den Markt. Da standen schon in dichten Schaaren die Gegner, höhnten zuerst, schimpften, dann schrien die Einen: „Lasset sie nur hinausziehen, die Friedensstörer, die Pfaffen, die Abgötterer, die Halunken! sie mögen sehen, wie sie wieder hereinkommen!“

Die Kreuzfahrer waren froh, als sie das freie Feld erreicht hatten. In Auresheim beteten sie eifrig, auch für ihre vom unvernünftigen Haß verblendeten Brüder, empfahlen sich dem Schutze Gottes und traten dann voll Vertrauens auf Ihn betend und singend den Heimweg an. Als sie der

Stadt sich näherten, sahen sie die Ufer der Donau und Wernitz, die Fenster und Dächer der Häuser alle dicht mit Menschen besetzt und hörten bald ihre Flüche und Verwünschungen.

Zwischen den Pallisaden, dem äußeren und innern Stadtthore wurden sie nun mit einem Male eingesperrt; ein Haufe von mehr als zweihundert Bürgern, Gesellen und Knechten fiel mit Hopfenstangen, Kolben, Knitteln und Waffen aller Art über sie her. Kein Mensch war seines Lebens sicher; jeden Augenblick in Gefahr, niedergeschlagen, erdrosselt oder in den Fluß gestürzt zu werden, erhoben die Frauen ein klägliches Jammergeschrei; dazwischen tobte der Pöbel, krachten die Fahnenstangen, und all diesem Gräuel sah der Bürgermeister von der Stadtmauer herab gleichmüthig zu. Endlich öffnete sich am Zimmerhause eine schmale Thüre; da hinein stürzten die Bedrängten, von einem Gäßchen in's andere, über Düngerhaufen und jeden Unrath hin, stets von dem bewaffneten Haufen mit Koth und Steinwürfen verfolgt, mit Pistolen bedroht und von Hunden gehetzt. Endlich gelangten sie doch in die heil. Kreuzkirche. Auch die Bewohner des Dorfes Riedlingen, die an der Wallfahrt Theil genommen, wurden von den Protestanten der Umgegend auf dem Heimwege schwer bedrängt.

Die Klügeren vom Rathe und von der Bürgerschaft setzte dieser Vorfall in nicht geringe Angst, denn es handelte sich um Uebertretung des kaiserlichen Friedensgebotes, um Beleidigung der kaiser-

lichen Majestät. Der Kaiser beauftragte Herzog Maximilian mit der Untersuchung; dieser sandte Commissäre hin; der Rath weigerte sich, die Rädelsführer auszuliefern; die Bürgerschaft machte sogar Versuche, das Kloster Heiligkreuz mit Pulver in die Luft zu sprengen. Da ward Donauwörth in die Reichsacht erklärt und Herzog Max mit dem Vollzug derselben beauftragt. So erschien am Anfang Dezembers 1607 ein bayerisches Heer unter dem Commando des Obersten von Haßlang vor den Thoren der Stadt. Der Rath hatte sich auf die Hilfe der Neuburger, Nördlinger und der schwäbischen Städte verlassen und keine Vertheidigungsanstalten getroffen. Die Hilfe blieb aber aus, und der Rath konnte nichts Besseres thun, als sich auf Gnade und Ungnade sammt der Stadt den bayerischen Truppen zu ergeben. Der von den Protestanten vielfach mißhandelte Prior des Klosters bat, das Böse mit Gutem vergeltend, den bayerischen Feldherrn um Schonung der Stadt. Am 17. Dezember zogen die Bayern in schönster Ordnung in Donauwörth ein, ohne Plünderung, ohne die mindeste Mißhandlung. Viele Soldaten eilten in die Pfarrkirche, um die Altäre von Schmutz zu reinigen und wieder zum katholischen Gottesdienste herzurichten. Acht der gefährlichsten Anführer der bisher begangenen Widersetzlichkeiten wurden in die Eisen gelegt, und auf dem Markt zur Abschreckung von jeder Ausschweifung der Bürger sowohl als der Soldaten ein Galgen errichtet. Am Thomastage nahmen die Ka-

tholiken in feierlichem Aufzuge in Gegenwart des Prinzen Ferdinand, des Bruders Maximilians, wieder Besitz von der Pfarrkirche. Da die evangelischen Prediger, ihrem heiligen Versprechen zuwider, schon beim ersten Kriegslärm aus der Stadt gelaufen waren, so gelang es den katholischen Priestern leicht, vieles Volk zum alten Glauben zurückzuführen. Donauwörth sollte so lange im Besitz des Herzogs von Bayern bleiben, bis die Kosten der Kriegsrüstungen vergütet waren; es wurde aber erst i. J. 1705 wieder reichsunmittelbar.

In der Pfarrkirche zu Donauwörth knieete am heil. Christtage Nachmittags, als nur wenige Beter mehr vor einzelnen Altären ihre Andacht verrichteten, Martin Sigl vor dem Hochaltar. Fest waren die Augen, in denen Thränen standen, auf den Tabernakel gerichtet; die Hände, über der Brust gefaltet, zitterten, und mancher Seufzer rang sich aus der Tiefe des Herzens. Was quält den Mann? Hat er nicht eine schöne Stellung im Dienste des Herzogs? Ist er nicht die Stütze seiner betagten Eltern, tagtäglich in ihren Gebeten gesegnet?

Sein unglücklicher Bruder beschäftigt seine Gedanken. Jahre lang hatte er nichts von ihm gewußt; zufällig erfuhr er, daß er wegen eines Raubanfalls im Kerker sitze. Da fiel es ihm schwer auf's Herz, daß er selbst Jockel in's Verderben getrieben habe. Hätte er nicht von jähem Zorn übermannt, das Schwert gegen den Bruder gezogen, so würde dieser nicht entsprungen und zu dem Verbrechen ver-

leitet worden sein. Dieser quälende Gedanke verließ ihn nicht mehr und verbitterte sein Leben. Die Reue über seinen Zorn nagte ihm am Herzen, und er sann rastlos auf Mittel, seinem Bruder wieder zur Freiheit zu verhelfen.

Das Einzige, was wirken konnte, war, wenn er offen gestand, daß er selbst Jockel von sich gestoßen habe; aber er schämte sich seines Zorns, und das Geständniß seiner sündhaften, folgenschweren Aufwallung wollte nicht über seine Lippen gehen. So quälte er sich in jahrelangem Kampfe zwischen einer falschen Scham und der Sorge um den Bruder; aber wie sehr er sich anstrengte, diesen Widerstreit in seiner Seele zu beendigen, immer rief ihm eine innere Stimme nur dieß Eine Wort zu: „bekenne!" Wer sollte es glauben? Der fromme Martin hatte seit vier Jahren sogar die Beicht gemieden, weil der Beichtvater ihm die Lossprechung verweigert hatte, wenn er nicht dem Gerichte seine Theilnahme an Jockels Schuld eingestehe. So oft er eine Kirche betrat, rief es in ihm: „bekenne!" und wenn sein Blick auf einen Beichtstuhl fiel, rief es wieder: „bekenne!"

Die tiefe Stille in der großen Kirche, kaum unterbrochen durch die Fußtritte der wenigen aus- und eingehenden Personen, das Dunkel, welches sich allmählig um die Säulen legte und von den hohen Wölbungen der Decke herniederfiel; die Erinnerung an sein vergangenes, von Schuld freies Leben und der Gedanke an die schwere Last, die immer uner-

träglicher auf seine Brust drückte; der Schmerz über den Verlust all der Gnaden, die aus den hl. Sakramenten ihm zugeflossen wären, wenn er sie nicht gemieden hätte — dieß Alles wirkte mächtig und immer mächtiger auf ihn ein, und er entschloß sich endlich, die falsche Scham zu überwinden und dem Herzog Ferdinand, der noch in Donauwörth anwesend war, und in dessen Gefolge er sich befand, seine Schuld zu gestehen.

Ferdinand hörte sein reumüthiges Bekenntniß gnädig an und schrieb sogleich eigenhändig an den Magistrat von Regensburg, um auf die Befreiung Jockel's anzutragen. Mit diesem Schreiben machte sich Martin noch in der Nacht auf den Weg nach Regensburg. Die Richter dort erließen dem Jockel die weitere Strafe, bemerkten aber dabei, daß er bisher im Gefängniß gar ungeberdig sich benommen und mehrere Versuche gemacht habe, mit Gewalt oder List seiner Haft zu entrinnen. Beklommen sah daher Martin dem Augenblicke des Wiedersehens entgegen; das Herz klopfte ihm heftig, als der Schließer die Riegel des Gefängnisses zurückschob, in welchem Jockel stumpf, tief gebeugt auf der Steinbank saß. Martin trat zu ihm; beide Hände ihm auf die Schultern legend, sprach er: „Lieber Bruder, du bist frei!"

„Spotte nicht, Mensch!" brummte der Gefangene.

„Bei Gott dem Allmächtigen, Bruder, ich versichere dich, du bist frei. Die Richter haben dir die

Strafe nachgesehen. Für das, was du begangen, hast du genug gebüßt. Stehe auf, Bruder, und folge mir. Ich führe dich nach Hause, zu Vater und Mutter!"

Jockel erhob sich. Bleich wie der Tod, gealtert, Haare und Bart wirr, heftete er seine glühenden Augen auf den Bruder, der die seinigen niederschlug, ihn bei der Hand nahm und fortzog. Der Befreite folgte willenlos. In der Schlafstube seiner Herberge angelangt, sprach Martin zu Jockel: „Du hast mir viel zu vergeben, Bruder, wirst du 's vermögen?"

„Ich habe dir nichts zu vergeben, als daß ich arm und verachtet bin, und du in der Wolle sitzest. Dieß aber werde ich dir nie verzeihen. Welches Recht hast du, besser daran zu sein, als ich?"

„Soll ich dich nach Hause führen, Jockel?"

„Meinetwegen in die Hölle."

Am andern Tage vertauschte Martin seine glänzende Uniform mit der bescheidenen Kleidung eines Handwerksburschen; auch dem Bruder brachte er eine solche. Dann gingen sie mit einander zu Fuße nach München. Auf dem Wege war Jockel immer mürrisch, schmähte Bruder und Aeltern und schwor sich zu tödten. Martin brachte es über sich, den Bruder zu fragen, ob er ihm denn nicht darüber gram sei, daß er den Degen gegen ihn gezückt und ihn damit von sich getrieben hatte?

„Dummheiten! Ich wäre dir ohnehin davongelaufen."

„Also glaubtest du damals wirklich nicht, daß ich es gut mit dir meinte? Ich beschwöre dich, Bruder, fasse Vertrauen zu mir. Sieh, ich bin bereit, Alles für dich zu thun, was in meinen Kräften steht; mit den größten Opfern möchte ich dich dein Leiden während der Gefangenschaft vergessen machen. Sage mir, was gedenkst du jetzt zu thun?"

„Ich will bleiben, was ich bin."

„Armer Bruder" —

„Schon wieder? Willst du, daß ich dich erwürge? Ich bin nicht ärmer, als du. Ich habe meine Fäuste; sie sind freilich von dem langen Sitzen etwas matt geworden, aber sie werden wieder kräftig werden, und dann sollen sie auf die Schädel solcher Memmen und Tagediebe niederwettern, wie du bist."

Dießmal konnte Martin seinen Zorn überwinden. Er schwieg eine Weile, dann sprach er: „Du kannst deine Kräfte besser anwenden. Unser gnädigster Herzog rüstet mit Macht gegen die Feinde des Kaisers und des Reiches; er braucht muthige Bursche, und daß er dich in's Heer aufnimmt, dafür werde ich sorgen. Werde Soldat! Es kann nicht lange dauern, so kommt es zum Kriege; mit deiner Körperstärke wirst du dich auszeichnen und Ruhm und Beute gewinnen."

Bei diesem Vorschlag zog ein kurzer Freudenstrahl über Jockel's bleiches Gesicht; er fühlte vielleicht die Lust am Leben wieder erwachen, die bei der Aussicht auf ewige Gefangenschaft in ihm er-

storben sein mochte; er hoffte vielleicht im Kriege sich die Ehre wieder zu erwerben, die er im Handwerk verloren hatte. Die Heere von damals zählten manchen Soldaten in ihren Reihen, der nicht besser, ja wohl schlechter war, als er. Roh, wie er immer gewesen, nur den sinnlichen Genüssen ergeben, dabei aber doch ehrsüchtig, hatte die Verstoßung aus dem Handwerk sein Herz noch mehr verhärtet, und indem er in dem Zorn über seine Lage selbst seiner Mutter fluchte, hatte er den letzten Rest von Segen darangegeben, den er für sein künftiges Leben noch hätte haben können. Ein Sohn, der seinen Aeltern grollt, bahnt sich selbst den Weg zum Verderben. Die lange Gefangenschaft, die Strafe für ein Verbrechen, das er mehr in der Verblendung des Zornes, als aus vorbedachter böser Absicht begangen hatte, erbitterte ihn, weil er sie für ungerecht hielt, noch mehr und erfüllte ihn mit einem ingrimmigen Hasse gegen die ganze gesellschaftliche Ordnung. Vom Kriegsleben wußte er nichts Anderes, als daß der Soldat berechtigt sei, gestützt auf sein Schwert Alles zu fordern und jedes Gelüste zu befriedigen. Dieß that seinem verwilderten Herzen wohl und er schwelgte in dem Gedanken, seinen Groll gegen die Menschheit durch Mißhandlung aller Derjenigen zu sättigen, die in seine Gewalt fallen würden. So sinkt der Mensch, hat er einmal die Bahn der Tugend verlassen, immer tiefer; darum hütet euch, junge Freunde, vor dem ersten Schritt

zum Bösen, denn ihr wisset nicht, wann und wo ihr den letzten thun werdet!

Von dem Gedanken an die Zukunft, die so sehr nach seinem Geschmack sich zu gestalten schien, angeregt, war Jockel minder übler Laune, obwohl er noch immer wortkarg und verschlossen blieb. Er trat mit Martin zugleich in's älterliche Haus, ohne das geringste Zeichen innerer Bewegung, während der Bruder vor Aufregung zitterte. Wie war Mutter Marie gealtert! wie war der Vater zusammengesunken! Das Mutterherz dachte, indem es dem verlornen Sohne entgegenflog, nur an die Verzeihung, die es ihm beim letzten Scheiden vor vierzehn Jahren so freudig und aufrichtig gewährt hatte; es hätte ihm neuerdings Alles verziehen, wenn er Etwas bekannt hätte. Statt der Mutter zu Füßen zu fallen, blieb er aufrecht vor ihr stehen, und sie in ihrer überwallenden Liebe flog ihm dennoch an den Hals und küßte und drückte ihn! Der Vater konnte ihm nicht entgegeneilen, denn das Podagra bannte ihn in den Lehnstuhl, aber er drückte fest des Sohnes Hand und merkte es nicht, daß diese den Druck nicht erwiderte.

Jockel sah sich in der Stube um; sie war noch so bescheiden, ja ärmlich eingerichtet, wie damals, als er sie zum letzten Male betreten hatte. Vom Crucifix in der Ecke hing der Rosenkranz herunter, den die Ahnfrau immer gebraucht hatte; das war die einzige Veränderung. Man drang in ihn,

zu berichten, wo er denn die ewig lange Zeit gewesen sei. „Erzähle du!“ sagte er zu Martin.

Und Martin erzählte, daß er Jockel in Regensburg vor dreizehn Jahren angetroffen; wo und wie, das verschwieg er. Auch des Bruders Verbrechen stellte er im mildesten Lichte dar, so daß die Aeltern zu dem Glauben kamen, die lange Gefangenschaft sei unverdient gewesen, und ihre Liebe und Freude durch das Mitleid noch vermehrt wurde. Nur das Mutterherz, das in allen Dingen, welche die Kinder angehen, schärfer sieht und hört, als Andere, wurde nicht ganz befriedigt. Marie ahnte, daß Martin nicht Alles gesagt habe; denn seine Stimme zitterte, und seine Blicke ruhten bald verlegen auf dem Weinglase, das vor ihm stand, bald forschend auf dem finstern Gesichte des Bruders.

Endlich sagte dieser: „Ich will schlafen gehen!“ Die Mutter ergriff ein Licht und führte Jockel in das Zimmer, in welchem die Ahnfrau todt gelegen war. Der Sohn machte unter der Thüre einen Schritt zurück; dann schlug er sich mit der geballten Faust an die Stirne und trat ein. Die Mutter stellte das Licht auf den Tisch, griff in den Weihwasserkessel, der an der Thüre hing, und besprengte den Sohn damit. Er machte aber kein Kreuzzeichen, wie es fromme Sitte ist, und die Mutter ging seufzend davon. Unten in der Stube ergänzte Martin seinen Bericht und erzählte Alles genau, was zwischen dem Bruder und ihm sich begeben hatte. Dann beteten alle drei mit einander für Jockel.

Jockel löschte das Licht aus, legte sich aber nicht nieder. Die heiße Stirne an das gefrorne Fenster gepreßt, stand er lange, der Nachtwächter zog unten in der Straße vorbei und rief die eilfte Stunde aus; das weckte ihn aus seinem dumpfen Hinbrüten. Da hörte er die Mutter die Stiege heraufkommen und in die Kammer nebenan treten. Sie sprach zuerst mit Blasius, der schon zu Bette lag; dann wurde Alles still. Aber nach einer Weile hörte er in abgebrochenen Worten die Mutter beten und seufzen. Dann glaubte er auch die Stimme des Vaters zu vernehmen. Immer deutlicher erkannte er, daß beide mit einander den Rosenkranz beteten; denn im Eifer der Andacht wurden ihre Stimmen immer lauter, ihr Gebet immer inbrünstiger..... „Und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus Christus, der für uns das schwere Kreuz getragen hat!" Zehnmal nacheinander hörte er den Ruf: „Jesus Christus, der für uns das schwere Kreuz getragen hat!" Erinnerungen aus seiner Kindheit tauchten in ihm auf; es fiel ihm ein, daß so, mit der Einschaltung der Leidensgeheimnisse, der Rosenkranz außer der Fastenzeit nur dann gebetet worden, wenn das Haus von einer Trübsal heimgesucht war. Auch damals, als er nach dem Tode der Ahnfrau außen am Fensterladen stand und den Rosenkranz beten hörte, hatte die Mutter mit inbrünstiger Andacht gesprochen: „Der für uns das schwere Kreuz getragen hat!"

Jetzt litt es ihn nicht mehr am Fenster. Er

ging mit langen Schritten in der Stube auf und ab. Sein Blick fiel auf den großen Schrank der Ahnfrau, die Thüre der Stube öffnete sich und herein trat —

„Ahnfrau!" schrie Jockel und sank in die Kniee.

„Ich bin's, Jockel, was ist dir?" sprach Mutter Marie. Thränen erstickten ihre Stimme. Sie beugte sich weinend zum Sohne nieder. „Leg dich zu Bett," mahnte sie.

„Ich kann nicht, Mutter. Die Stube erdrückt mich."

„Dann will ich dir in der Kammer ein Bett machen, die du sonst bewohnt hast."

„Nein, laßt mich aus dem Hause."

„Jetzt, mitten in der Nacht?"

„Draußen wird mir wohler."

„Du thust dir ein Leides an, Jockel!"

„Nein, Mutter, so gewiß ein Gott im Himmel ist! Ich bitte Euch, laßt mich fort!" Und er schritt voran, die Treppe hinab, die Mutter schloß die Hausthüre auf. „Ich komme gewiß wieder; aber saget keinem Menschen Etwas davon, daß ich fortgegangen bin, und sorget Euch nicht um mich."

Jockel trat auf die Straße. Im Mondlicht sah er den Stadtbach rauchen, der unter der Hochbrücke im Thal durchläuft, so kalt war es. Er wickelte sich in den Mantel und ging das Thal aufwärts, am Rathhause vorbei, über den Schrannenplatz; kein Mensch begegnete ihm. Aus einem Hause am Platz ertönte ein Glöcklein. Dann schritt ein

Priester hervor, die Augen auf das Ciborium fromm gesenkt. Jockel wollte bei Seite treten, aber ein besserer Gedanke fuhr ihm durch die Seele; er kniete nieder. Seine Blicke schweiften schnell über das Gesicht des Priesters, der mit seinem weißen Bart gar ehrfurchtgebietend aussah. Aber nicht dieß war es, was ihn fesselte. Er glaubte den Greis vor langer Zeit gesehen zu haben; doch war die Erinnerung nur undeutlich. Es ließ ihm keine Ruhe. Er folgte dem Priester, der nach einiger Zeit vor einem kleinen Hause stille stand, an dessen Pforte der Meßner die Glocke zog. Jockel hatte dieß Haus nie gesehen; denn es stand eben erst wenige Jahre. Es war das Kapuziner-Kloster, das der Herzog Maximilian hatte erbauen lassen, das aber am Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts ist abgetragen worden. In der Gruftkapelle der Kirche befand sich ein von Peter Candid gemaltes Bild der Mutter Gottes, von dem die Sage berichtet, daß es mit dem frommen Kapuziner-General Pater Laurentius gesprochen habe. Herzog Maximilian diente öfter diesem heiligmäßigen Mann am Altare vor dem wunderbaren Bild in der heil. Messe, die meistens vier, ja manchmal sieben oder acht Stunden gedauert haben soll.

Ehe sich die Pforte hinter dem Kapuziner schloß, bat Jockel dringend um Einlaß, der ihm gewährt wurde. Er folgte dem Priester zuerst in die Kirche, dann in seine Zelle. „Hochwürdiger Vater," sagte er da zu ihm, „es ist mir, als hätte ich Euch

schon oft gesehen, und doch bin ich jetzt vierzehn Jahre aus München entfernt gewesen."

„Mir geht es ebenso mit Euch, Mann! Wer seid Ihr?"

„Als Buben hieß man mich den Jockel vom Thal" —

„Gott sei gepriesen," fiel der Priester ein, „Gott sei gepriesen und die heilige Jungfrau, daß ich Euch wiedersehe! Ich bin der Martello, der Euch und Euern Vater zum Spielen angeleitet, der Euch an der Hochbrücke in's Wasser stoßen wollte"...

Jockel starrte mit weit aufgerissenen Augen dem Priester in sein durchfurchtes Angesicht. „Martello!" hauchte er.

„Mich dünkt," fuhr Jener fort, „wir haben Einer an dem Andern Manches gut zu machen. Mich hat der barmherzige Gott vom Wege des Lasters gnädig auf den der Buße geführt. Ich hatte hier das Gewerbe eines Unterhändlers und Mäcklers getrieben, aber nicht in Ehren und Züchten, sondern mit Betrug und List, weßhalb ich es gar geheim hielt. Daneben war es meine Lust, alle Leute, mit denen ich zusammentraf, zum Spiel zu verleiten und mit falschen Karten und betrügerischem Spiel zu hintergehen. Trotz meiner Ränke war ich doch damals, als ich Euch verleitete, die Ahnfrau zu bestehlen, ohne Geld und bedurfte dringend einer bedeutenden Summe. Da ich sie weder von Euch noch anderswoher erhalten konnte, entwich ich nach Welschland

in die Heimath, wo mein Vater im Sterben lag. Er besaß einiges Vermögen, das ich erbte. Ein furchtbares Ereigniß, das nur Gott und ich gesehen haben, bewog mich zur Besserung. Ich kam wieder heraus und vertheilte mein Erbe an die, welche ich betrogen hatte. Dann kehrte ich bettelnd nach Welschland zurück und wurde Capuziner. Vor zwei Jahren sandte mich der General, weil ich der deutschen Sprache vollkommen mächtig bin, hieher, und es ist mir lieb, daß ich da bin. Kann ich doch wieder manche Seele retten zum Ersatz für die, welche ich gerade hier verderbt habe. So hat mich der barmherzige Gott auch Euch wieder finden lassen, und ich bitte und beschwöre Euch beim Leiden und Sterben des Heilandes, habt Erbarmen mit Eurer armen Seele!"

Jockel hörte diesen Bericht mit einer Bewegung, die er seit vielen, vielen Jahren nicht mehr empfunden hatte. Er fühlte, wie die Eiskruste, die über seinem Herzen lag, schmolz; in dieses arme, verstörte Herz kam Etwas wie Reue und Wehmuth an die Stelle des bittern Ingrimms, der es bisher erfüllt hatte. Pater Claudius — so hieß jetzt Martello — bemerkte die Veränderung, die in Jockel's Brust vor sich ging; er lud ihn ein, den Rest der Nacht in seiner engen Zelle zuzubringen, und räumte ihm seinen Strohsack ein, während er selbst auf dem harten Boden sich niederlegte. Als er zur Matutin sich erhob, folgte ihm Jockel in die Kirche, später zur Messe; den ganzen Vormittag brachte er mit Claudius im Gespräche zu und schied von

ihm zu Mittag nur, um der Mutter mitzutheilen, was er erlebt, und dann wieder nach dem Kapuziner-Klösterlein zu eilen.

Mit hochaufgehobenen Händen dankte Marie dem lieben Gott für die glückliche Veränderung, die mit Jockel vorgegangen war; auch Vater Blasius war hoch erfreut. Zum erstenmale seit langen Jahren kehrte wieder eine heitere Freude in dieses Haus ein; nur Martin fehlte, der am frühen Morgen ausgegangen war, um seinen Dienst bei Hof wieder anzutreten. Erst spät Abends kam er nach Hause, als die Aeltern und der Bruder schon beisammen saßen. „Jockel," rief er mit freudestrahlendem Gesicht gleich beim Eintreten, „der gnädigste Herzog bewilliget, daß du Soldat wirst; du kannst gleich morgen dich beim Rottmeister der Küraßreiter melden. Und ich habe den gnädigsten Herzog gebeten, mich ehestens seines Dienstes zu entlassen."

„Was fällt dir ein!" riefen die Aeltern wie aus Einem Munde. Martin ergriff die Hand des Bruders und sprach zu ihm: „Du bist mir gram, weil ich einen schöneren Rock trage und ein sorgenloseres Leben führe, als du bisher gehabt hast. Du wirst mir nicht mehr gram sein, du wirst die Erbitterung fahren lassen, die dein Herz verhärtet und dich immer wieder auf neue Abwege führt, wenn ich arm werde, wie du bist. Ich will als Laienbruder bei den Franziskanern eintreten und mein Brod betteln, wie die andern."

Die Aeltern saßen bei dieser so unerwarteten

Eröffnung wie versteinert da: Jockel konnte seine Erschütterung nicht verbergen und drückte die Hand des liebevollen Bruders. „Ich habe,“ fuhr dieser fort, „schon seit geraumer Zeit keine Freude mehr am Hofdienst, überhaupt nicht mehr am Leben in der Welt. Gerne wäre ich schon damals, als das Kapuzinerkloster hier errichtet wurde, dort eingetreten; aber der Guardian hat mir die strengen Regeln dieses Ordens und die harte Lebensweise so lebendig geschildert, daß ich davon abgestanden bin. Auch jetzt noch könnte ich mich nicht dazu entschließen; aber Franziskaner zu werden, das glaube ich leisten zu können.“

„Und ich bleibe dabei,“ sprach Jockel, „ich werde Soldat. P. Claudius hat mir den Beruf des Soldaten in einem andern Lichte vorgestellt, als wie ich bisher ihn betrachtet habe. Zudem soll im Heere merkwürdig strenge Mannszucht herrschen, und das ist mir jetzt fast lieb. Eine sitzende Lebensweise taugt mir nicht, und wenn es wahr ist, was sie sagen, daß es bald gegen die Türken oder die Protestanten geht, so wird es an schweren Kämpfen nicht fehlen.“

Nach wenigen Tagen stellte sich Jockel den Aeltern als staatlicher Küraßreiter vor, Martin aber diente zuerst den Franziskanern als Knecht und ward später Laienbruder.

Neuntes Kapitel.

Die Vorboten des dreißigjährigen Krieges.

Die Einnahme von Donauwörth durch die Bayern war gewissermaßen das Vorspiel zum dreißigjährigen Kriege. Die Protestanten im Reich schlugen einen ungeheuern Lärm darüber auf und schmähten sie als eine schreiende Ungerechtigkeit, während die Donauwörther den Verlust ihrer Reichsunmittelbarkeit sich doch nur durch die vertragswidrige Unterdrückung der Katholiken und durch ihren Ungehorsam gegen die kaiserlichen Befehle zugezogen hatten. Fortwährend beriefen sich die protestantischen Fürsten und Städte auf das, was mit Donauwörth geschehen war, um damit ihre Kriegsrüstungen und die Bündnisse zu rechtfertigen, die sie unter einander schlossen. Nebenher aber handelten sie fortwährend den Gesetzen des Reiches und dem Religionsfrieden entgegen, verdrängten katholische Bischöfe von ihren Sitzen, zogen Kirchengüter ein und bedrückten die Katholiken, die in ihren Gebieten wohnten. Wenn aber einmal von katholischer Seite etwas gegen sie geschah, was sie für eine Unbill hielten, dann füllten sie das ganze Reich mit Klagen und brachten auf den Reichstagen Beschwerden ohne Ende vor. Auch blieben sie in steter Verbindung mit Frankreich, dessen König, Heinrich IV., darnach strebte, das deutsche Reich zu zerrütten und das Haus Oesterreich um die Kaiserkrone zu bringen.

Heinrich erkannte wohl, welch mächtige Stütze er an Maximilian haben würde, wenn er ihn für seine Pläne gewinnen könnte; daher boten er und die Protestanten mit einander dem Herzog von Bayern die Kaiserkrone an. Kaiser Rudolph II. lag damals in hartem Streit mit seinem ehrgeizigen Bruder Mathias, und das Reich war voll Verwirrung. Hätte Maximilian diese Lage der Dinge benützt und sich mit Frankreich und den Protestanten gegen den Kaiser, das Reich und die Katholiken verbündet, so wäre das Schicksal Europa's in seiner Hand gelegen; er hätte den ersten Thron der Christenheit bestiegen und gewiß auch behauptet, und die Geschichte hätte einen andern Gang genommen. Der hochherzige Fürst aber behielt nur seine Pflicht gegen das deutsche Vaterland und gegen die katholische Kirche im Auge und widerstand mit heldenmüthiger Stärke allen, auch den glänzendsten Verlockungen. Herrlicher als alle seine spätern Thaten und segensreicher noch als der ganze Verlauf seiner Regierung ist diese Eine That Maximilian's, daß er in wirrenvoller Zeit, wo nicht wenige gescheidte Männer irre wurden und vom Weg des Rechtes abwichen, treu blieb der Kirche und treu dem Vaterlande. —

Die protestantischen Fürsten und Städte schlossen im Jahre 1608 zu Ahausen (am Odenwald) einen Bund, den sie die Union nannten. Zum Haupt dieses Bundes wählten sie den Churfürsten Friedrich IV. von der Pfalz und beriethen dabei bereits,

in Gegenwart französischer Gesandten, wie Deutschland nach Auflösung des Reiches getheilt werden sollte. Friedrich war ein Nachkomme jenes Rudolph, der, ein Sohn des Herzogs Ludwig des Strengen von Oberbayern, die Pfalz erhielt und Stammvater der pfälzisch-wittelsbachischen Linie ward, während sein Bruder Ludwig, der auch Kaiser von Deutschland ward, die bayerische Linie gründete.

Jetzt thaten sich aber auch die katholischen Fürsten zusammen, die Bischöfe vor allen. Ihr Bund hieß die Liga, ihr Haupt wurde durch einstimmige Wahl Maximilian, auf den die Augen von ganz Deutschland gerichtet waren. Mit bewundernswerther Einsicht, Thätigkeit und Beharrlichkeit griff der junge Fürst die Sache an; am 10. Juli 1609 sah er den ersten Bundestag der Liga in München versammelt. Von allen katholischen Fürsten war nur der Erzbischof von Salzburg, Wolfgang Dietrich, aus persönlicher Feindschaft gegen Maximilian, wider die Liga und heimlich verbündet mit den französischen Protestanten. Da er ein gar unruhiger Herr war, gab es bald Streit zwischen ihm und Bayern; endlich griff Dietrich zu den Waffen, und Maximilian sammelte vor Burghausen ein Heer von zehntausend Mann, das er selbst kommandirte. Ohne Schwertstreich zog er durch das erzbischöfliche Gebiet nach Salzburg und ein in dieser Stadt; Dietrich ward auf der Flucht gefangen und gezwungen, auf seine Würde für immer

Verzicht zu leisten. Das Domkapitel wählte einen andern Erzbischof, der sofort der Liga beitrat.

Großen Gewinn zog das bayerische Salzwesen in Reichenhall aus diesem unblutigen Feldzug; denn der feindselige Nachbar hatte Jahre lang die Grenze beunruhigt und den Salzhandel gehemmt. Jetzt aber blühte die Soole zu Reichenhall neu auf, und des Salzes wurde so viel gewonnen, daß der große Holzreichthum der umliegenden Wälder nicht mehr hinreichte, es zu versieden. Einer von den bayerischen Hofkammerräthen, Oswald Schuß, gab nun den kühnen Rath, durch Druckwerke in bleiernen Röhren die gesalzenen Wasser mehr als achthundert Schuh hoch über alle Höhen bis nach Siegsdorf zu leiten. Max erkannte den Vortheil dieser Einrichtung und ließ sie sofort in's Werk setzen. Simon Reifenstuel, des Herzogs Hofbaumeister, leitete aber die Röhren nicht bloß bis Siegsdorf, sondern nach Traunstein. Binnen zwei Jahren war das Werk vollendet, zur Verwunderung Aller, die es sahen. In neuntausend Dunkeln strömten die Soolen über Berg und Thal drei Meilen weit; noch heute ist dieser Bau ein ruhmvolles Denkmal für Maximilian, Reifenstuel und Schuß.

Maximilian hatte in seinem Streit mit dem Erzbischof Dietrich von den Mitgliedern der Liga gar keine Unterstützung erhalten. Sie waren eifersüchtig auf die Macht, die er als Haupt des Bundes in Händen hatte, ließen sich mit Zahlung der Beiträge zu den Bundeszwecken sehr gemächlich Zeit und

zeigten sich in wichtigen Angelegenheiten so unentschlossen, daß Maximilian verdrießlich das Amt eines Bundesobersten niederlegte; damit fiel die Liga auseinander.

Aus dieser Zeit ist eine Begebenheit zu erzählen, die einem deutschen Fürsten zu großer Ehre gereicht. Der junge Pfalzgraf Wolfgang von Neuburg, von alter Zeit her mit dem wittelsbachischen Hause vielfach verwandt, kam im J. 1612 nach München zum Besuch. Er war damals noch eifrig dem lutherischen Bekenntnisse zugethan und breitete gegen den alten Herzog Wilhelm seine theologischen Kenntnisse aus, in der Absicht, ihn zu bekehren. Der verständige alte Herr hörte den feurigen jungen Vetter ruhig an, und schon meinte dieser, Wilhelm für seinen Glauben gewonnen zu haben, als ihm der Herzog rieth, doch einige katholische Bücher zu lesen und sich in diesen von dem Wesen der katholischen Religion gründlich zu unterrichten. Wolfgang nahm sogleich die Werke des berühmten Jesuiten Canisius zur Hand und studirte sie sechs Monate lang mit anhaltendem Fleiße. Da ging ihm ein neues Licht auf; es öffneten sich ihm die reinen Quellen katholischer Lehre; was er früher schon in den Unterredungen mit geistreichen Männern von der Wahrheit des Katholicismus vernommen hatte, wurde ihm jetzt deutlich. Er konnte dem göttlichen Geiste nicht länger widerstehen und wurde von der Wahrheit der sechzehnhundertjährigen Lehre überzeugt.

Gerne hätte er von dieser beseligenden Ueberzeugung öffentliches Zeugniß abgelegt; aber er hielt sie doch noch geheim, hauptsächlich aus Furcht vor seinem alten Vater, dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig, der ein eifriger Protestant war. Ueber ein Jahr dauerte es, bis Wolfgang wirklich zur Mutterkirche zurückkehrte, und während dieser Zeit bemühten sich Maximilian und Wilhelm durch Briefe und mündliche Unterredungen, den Vetter in dem neugewonnenen Glauben zu befestigen. Der Uebertritt Wolfgang's erfolgte am 19. Juni 1613 in München, und noch im nämlichen Jahre, am 16. November, vermählte er sich mit Maximilian's Schwester Magdalena. Er zog von da mit seiner Gemahlin nach Düsseldorf, der Hauptstadt des Herzogthums Jülich, welches durch Erbschaft ihm und dem Churfürsten von Brandenburg gemeinsam zugefallen war. Die in Düsseldorf anwesenden Brandenburger, Protestanten, bereiteten zwar dem Pfalzgrafen und seiner Gemahlin, der katholischen Religion wegen, vielfachen Verdruß; aber er hatte an Churfürst Ferdinand von Köln, Maximilian's Bruder, einem scharfsinnigen, redlichen Herrn, einen treuen Freund und Rathgeber. Um all diesen Plagereien zu entgehen und die thätige Unterstützung der katholischen Fürsten zu erhalten, erklärte endlich Wolfgang im Jahre 1614 öffentlich seinen Uebertritt zur katholischen Kirche.

Als Mathias nach dem Tode seines Bruders Rudolf II. im Jahre 1612 die Kaiserkrone erlangte,

nach der er während dessen Lebzeiten mit allerlei Ränken gestrebt hatte, benützte er keineswegs seine Macht, um des Reiches Stärke zu mehren, seinen Gegnern Abbruch zu thun und die allenthalben auflodernde Zwietracht zu stillen, sondern ließ die Sachen gehen, wie sie gehen mochten. So wuchs die Verwirrung in Deutschland. Die protestantischen Fürsten stritten unter einander, die Lutheraner und Calvinisten verfolgten und quälten sich gegenseitig mit steigender Erbitterung.

Während aber Mathias unthätig zusah, wurde mit seiner und seiner Brüder Einwilligung Erzherzog Ferdinand von Steiermark, Maximilian's Vetter, Universitätsfreund und Schwager (denn er hatte dessen Schwester Maria Anna geheirathet), zum König von Böhmen und Ungarn gekrönt. Eben so eifrig für die Erhaltung der katholischen Religion und der Einheit des Reiches besorgt, eben so sittenrein und eben so unerschütterlich in den Grundsätzen des Rechtes und der Ehre, wie sein Freund, lenkte Ferdinand bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, und die Protestanten, sowie Alle, welche das Reich zu zerrütten trachteten, erkannten, daß sie an ihm den gefährlichsten Gegner haben würden. Es dauerte nicht lange, so erhoben die Böhmen, unterstützt von den Protestanten im übrigen Deutschland, offenen Aufruhr gegen den neuen König und den Kaiser, nachdem Maximilian lange sich bemüht hatte, sie durch freundliches Zureden beim Gehorsam gegen Ferdinand und Mathias zu erhalten.

Durch lügenhafte Gerüchte ward das Volk aufgereizt, als habe der Kaiser des Landes Privilegien verletzt, und zwei kaiserliche Räthe in Prag wurden verläumdet, sie hätten die auf ihren Gütern seßhaften Protestanten mit Hunden in die Messe hetzen lassen! Da drangen am 23. Mai 1618 Volksabgeordnete unter Anführung des Grafen v. Thurn in das königliche Schloß zu Prag und in den Saal, wo Ferdinand's und des Kaisers Statthalter versammelt waren. Zwei derselben führten die Rebellen aus dem Saal, die zwei andern aber warfen sie nebst dem Sekretär aus dem Fenster, zum Glück auf einen Düngerhaufen, so daß sie keinen Schaden nahmen. Darnach ward noch die ganze königliche Regierung abgesetzt, und der Aufruhr verbreitete sich rasch über das ganze Land.

Der Kaiser sandte die Feldherren Dampierre und Boucquoi im Jahr 1618 gegen die Rebellen, die sich hartnäckig vertheidigten und von den Protestanten in Schlesien, sowie von dem tapfern Grafen Ernst von Mansfeld kräftig unterstützt wurden. Der schwache Mathias wußte sich nicht mehr zu helfen und bat Maximilian dringend, er möge vermittelnd einschreiten und die Protestanten zu einem gütlichen Vergleich bereden. Lange weigerte sich der Herzog; denn er erkannte, daß die Aufständischen nur noch trotziger werden würden, wenn man sich auf Unterhandlungen mit ihnen einließe. Endlich, als er immer dringender gebeten wurde, versprach er, das Vermittlungsgeschäft zu übernehmen, aber

da starb der Kaiser am 20. März 1619, und die Verhandlungen unterblieben. Der weise Herzog war jedoch während der Bedrängniß des Kaisers auf andere Weise bemüht gewesen, ihm eine kräftige Unterstützung zu verschaffen; er hatte vom Papst und vom König von Spanien das Versprechen erlangt, dem Hause Oesterreich mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu Hilfe zu kommen.

Nach dem Tode des Kaisers Mathias faßte nun Ferdinand allein die Zügel der Regierung. Daß der größte Theil seiner Erblande Oesterreich, Böhmen, Mähren und Ungarn gegen ihn im Aufruhr war, der Fürst von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, Ungarn bedrohte, die Böhmen unter Führung des Grafen Thurn gegen Wien zogen, dieß Alles erschreckte ihn nicht. Ein einziger Sieg seines Feldherrn Boucquoi befreite Wien von der Gefahr, von den Aufständischen belagert zu werden und schüchterte die übrigen Rebellen ein; ja Ferdinand gewann selbst die Kaiserkrone des deutschen Reiches. Zwar wollten sie die Protestanten dem Herzog Marimilian auf's Haupt setzen, um ihn für ihre Sache zu gewinnen; aber klug und edelmüthig schlug er sie abermals aus und unterstützte vielmehr Ferdinand mit aller Macht. Die Mißgunst vergessend, welche ihm früher selbst die katholischen Fürsten bewiesen hatten, rief Marimilian die Liga wieder in's Leben, die am 1. Dezember 1619 einen Bundestag zu Würzburg hielt; durch den Eifer, welchen er den Bundesgliedern für die katho-

lische Sache einzuhauchen verstand, brachte er eine den Streitkräften der Union weit überlegene Heeresmacht zusammen.

Während Ferdinand am 28. August 1619 in Frankfurt die Kaiserkrone empfing, ward er in Böhmen von den Rebellen der Krone dieses Landes für verlustig erklärt und an seiner Statt Churfürst Friedrich V. von der Pfalz, das Haupt der protestantischen Union, zum König erhoben. Ein böhmisches Heer zog nach Wien; die aufständischen Oberösterreicher rückten ebenfalls dahin, und von Ungarn herauf kam Bethlen Gabor. Die kaiserlichen Truppen in Wien waren unzuverlässig, die Bürger jedoch größtentheils treu, aber unfähig, eine Belagerung auszuhalten, weil es an Lebensmitteln fehlte. Auf die Nachricht von dieser Lage der Dinge eilte Ferdinand von Frankfurt herbei; mitten durch die streifenden Feinde, die plündernd und brennend das Land durchzogen, warf er sich, ohne Heer, ohne Lebensmittel, in die bedrohte Stadt, beseelt von jenem festen Vertrauen auf Gott, das ihn nie verließ. Die Protestanten in der Stadt drangen in die Residenz; ein Haufe derselben erfüllte sein Cabinet und wollte ihn zwingen, die Aufrührer in Wien mit den Böhmen draußen gemeinschaftliche Sache machen zu lassen. Schon hatte er, da ihm nichts Anderes übrig blieb, die Hand an der Feder, um das Verlangte zu unterzeichnen, als eine Schaar Küraßire vom Heere seines Feldherrn Dampierre heransprengte, die Rebellen verjagte und die Nach-

richt brachte, daß Boucquoi den Mannsfeld geschlagen habe. Die Böhmen verließen Wien, und die Rebellen in der Stadt unterwarfen sich.

Friedrich von der Pfalz schwankte einige Zeit lang, ehe er die ihm übertragene Krone von Böhmen annahm; denn er sah wohl, daß es ihm nicht leicht sein würde, sie zu behaupten. Aber seine Gemahlin, die stolze Elisabeth, eine Tochter des Königs von England, sprach zu ihm: „Dem, der eine Königstochter geheirathet, soll kein Königsthron zu hoch sein,“ und bei einer andern Gelegenheit: „Ich will lieber an deinem königlichen Hofe Brod essen, als an deiner churfürstlichen Tafel schwelgen.“ Friedrich nahm endlich die Krone an, wurde am 4. November 1619 in Prag gekrönt und von Schweden, Dänemark, Holland, Venedig und den protestantischen deutschen Fürsten als König anerkannt.

Jetzt sah Maximilian von Bayern den rechten Zeitpunkt gekommen, sein mächtiges Schwert zu ziehen, und er zog es, wie ungern er auch gegen seinen Vetter Friedrich, der ja das Haupt der pfälzisch-wittelsbachischen Linie war, feindlich auftrat. Der Bundestag der Liga zu Würzburg ernannte ihn zum Oberhaupt und bot die ganze katholische Macht zur Hilfe des Kaisers und des Reiches auf. Der Herzog aber berief, wohl wissend, daß nicht in der Schneide des Schwertes die einzige Hilfe liege, einen frommen Mann in sein Heer: den P. Dominikus. Dieser Mönch ist eine merkwürdige Erscheinung in jener Zeit, und ich glaube

darum, meinen Lesern Näheres über ihn mittheilen zu müssen.

Zehntes Kapitel.

P. Dominikus und die Schlacht am weißen Berge.

Am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts lebte in Rom als General des Ordens der Barfüßer-Carmeliter P. Dominikus a Jesu Maria, leuchtend in allen Tugenden, wie ein Heiliger geachtet. Dieser Ruf gelangte auch zu den Ohren des Herzogs Maximilian, der ihm brieflich seine Sorgen um des Landes Wohl, aber auch gar manches körperliche Leiden klagte. Der Fürbitte des frommen Generals schrieb er selbst die Heilung von einem Flusse bei, der im Jahre 1615 ihm bald das Augenlicht gekostet hätte. Gar oft lud er ihn ein, nach Deutschland zu kommen; lange weigerte sich Dominikus, weil er seine Anwesenheit in Italien für die Angelegenheiten seines Ordens zu nöthig erachtete. Endlich aber, als die Macht der Protestanten und der Aufruhr im Reiche immer höher wuchs, als der Krieg vor der Thüre stand, von dessen Ausgang die Fortdauer oder der Untergang des katholischen Glaubens in Deutschland abhängen mußte, überwand Dominikus alle Bedenklichkeiten, und aufgefordert von Papst Paul V. selbst, der ihn übrigens nur ungern aus Rom entließ, machte er sich trotz seines Alters und der Schwäche seines Körpers auf den Weg nach Deutschland, in-

dem er dem hl. Vater beim Abschied sagte: „Wenn es zur Schlacht kommt, werde ich ein Pferd besteigen und durch die Reihen des Heeres reiten; und wenn die Feinde mich sehen, werden sie rufen: Welcher Geist ist in die kaiserliche Armee gekommen?"

In Bayern hatte sich schon die Nachricht von der Ankunft des hochverehrten Mannes verbreitet, als dieser die Gränzen des Landes betrat. Von allen Seiten strömte ihm das Volk in hellen Haufen zu, in Innsbruck hatte ihn ein Gesandter des Herzogs empfangen, in dessen Begleitung er in München einzog.

Maximilian befand sich damals schon im Felde. Im Winter von 1619 auf 1620 hatte man in ganz Deutschland mit aller Macht gerüstet, die Liga eine Macht von fünfundzwanzigtausend Mann unter des Herzogs Commando gestellt, die Union ein Heer bei Ulm gesammelt. Von den Niederlanden her war eine spanische Armee unter dem General Spinola gegen Friedrich's Erbland, die Rheinpfalz, gezogen, wohin bald die Streitmacht der Union zu Hilfe rückte. Maximilian aber wendete sich an der Spitze seiner Armee gegen das aufständische Oberösterreich, von seiner Gemahlin Elisabeth bis an die Gränze, nach Schärding, begleitet. Hier traf ihn P. Dominikus am zwanzigsten Juli, ward von dem ganzen Plan des Feldzugs unterrichtet und verhieß dem Herzog die göttliche Hilfe und den Sieg. Und zur Herzogin, die hier betrübt von ihrem Gemahl

sich trennte, sagte er: „Ich verspreche Euch mit aller Bestimmtheit, daß ich Euch den Herzog wohlbehalten und als Sieger zurückbringen werde.“

Die Armee der Liga zählte sechsundzwanzigtausend fünfhundert Mann zu Fuß und fünftausend fünfhundert Mann zu Pferd. Der Oberfeldwachmeister Alexander von Haßlang, ein bayerischer Edelmann, führte den Vortrab; Graf Tilly die Hauptmacht. Ohne Schwertstreich ward jenseits der Gränze Preßkirchen genommen. Am ersten August feierte Dominikus die heilige Messe außerhalb der Mauern dieses Ortes; nach derselben weihte er die prächtige Fahne, die eigens zu diesem Feldzug gefertigt worden. Auf der einen Seite trug sie das Bild der heiligen Jungfrau mit der Umschrift: „Schrecklich wie eine gerüstete Heerschaar“; auf der andern Seite las man die Namen Jesu und Mariä mit der Unterschrift: „Verleihe mir Stärke gegen Deine Feinde.“ Diese Fahne mußte ein Page stets vor Maximilian hertragen.

Alles Volk im Lande ob der Enns stand damals gegen seinen Landesfürsten in den Waffen, hielt die Pässe verschanzt, den Donaustrom gesperrt und plünderte Klöster, Schlösser und Dörfer. Aber vor Maximilian's Macht wich jeder Widerstand. Am vierten August schon hielt er seinen Einzug in Linz, der Hauptstadt von Oberösterreich, und die rebellischen Stände des Landes mußten ihrem rechtmäßigen Herrn den Eid der Treue schwören und, da sie den Kaiser mitten in der Rebellion gar oft mit

den falschen Versicherungen ihres Gehorsams zu täuschen versucht, das Heer entlassen, das sie gesammelt hatten. Erschreckt von dem Ernst, den Maximilian zeigte, die Sache des Kaisers aufrecht zu erhalten, hatten die Stände des niederösterreichischen Landes schon im Juli den Eid der Treue geleistet.

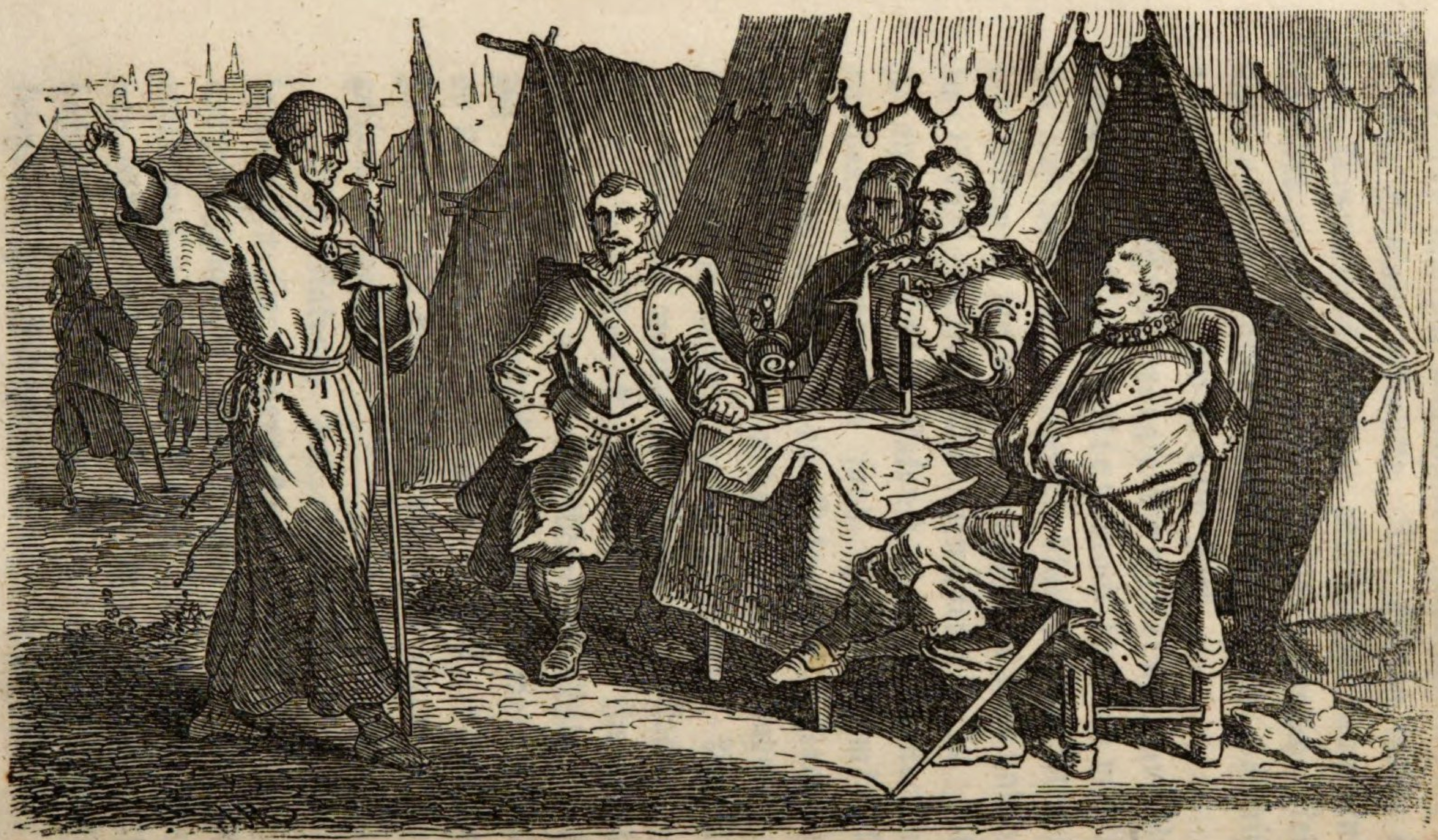
Vierzehn Tage blieb der Herzog in Linz, mit der Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung beschäftigt. Dominikus, der diese Zeit mit Predigen und Beichthören, mit dem Besuche der Kranken und der Unterstützung der Armen zugebracht, drängte zum Aufbruch gegen Böhmen, zum Siege, den er stets mit aller Bestimmtheit vorher verkündete. In Linz empfing er die dringende Einladung des Kaisers, nach Wien zu kommen; „nach dem Siege,“ antwortete er den Abgesandten Ferdinand's, „werde ich den Kaiser besuchen.“

Ehe Maximilian in Böhmen einrückte, ermahnte er den Churfürsten Friedrich, die geraubte Krone freiwillig niederzulegen; der junge Fürst aber weigerte sich, obwohl er so viel wie gar nichts gethan hatte, um sich in Böhmen zu behaupten, und obwohl er mit dem böhmischen Heere ganz allein, von den meisten seiner Bundesgenossen verlassen war. Bei Neupölla vereinigte sich das Heer der Liga mit dem kaiserlichen, das Boucquoi kommandirte. Vor Pilsen begannen mörderische Gefechte mit den Böhmen, die hier unter der Führung des Fürsten Christian von Anhalt standen. Seuchen wütheten im katholischen Heer in Folge des beschwerlichen

Marsches und der ungesunden Jahreszeit; auch der tapfere Haßlang erkrankte. Der Herzog wollte ihn nach Bayern zurückschicken; aber er war kaum einige Stunden vom Lager entfernt, als ungarische Reiter ihn auffingen, ausplünderten und in's böhmische Lager schleppten, wo er bald starb.

Fortwährend drängte Dominikus, auf Prag loszugehen; Maximilian brach demnach von Pilsen auf unter unausgesetzten blutigen Gefechten mit den Böhmen, die nebenher zogen und weit und breit im eigenen Lande Alles verwüsteten. So hatten sie auch das Schloß Rakonitz niedergebrannt. Unter rauchenden Trümmern fand Pater Dominikus ein kleines Bild, das die Geburt des Heilands darstellte: das Jesuskind in der Krippe, umgeben von seinen heiligen Aeltern und zwei Hirten. Aber allen vier Personen waren die Augen ausgestochen, nur die des göttlichen Kindes verschont. In Thränen zerfließend zeigte der fromme Mann dieß Bild dem Herzog und seinen Hauptleuten und beschwor sie, indem er ihnen abermals den Sieg verhieß, die Schmach zu rächen, die der Gottesmutter in ihrem Bild angethan worden.

Von Rakonitz aus waren die Böhmen dem katholischen Heere vorausgeeilt und hatten sich einundzwanzigtausend Mann stark am weißen Berge, einer weit ausgedehnten, von Hügeln durchschnittenen Fläche, eine Stunde vor Prag, in der vortheilhaftesten Stellung unter dem Commando tapferer, kriegskundiger Führer gelagert und verschanzt. Am



IX. Bdchn   Zu S. 145.

siebenten November stellte sich ihnen das katholische Heer gegenüber. Aber dieses hatte schwere Verluste durch das schlechte Wetter, Frost und Hunger erlitten; auf allen Wegen hatte es Todte zurücklassen müssen. Am Morgen vor der Schlacht war die Hungersnoth im katholischen Heere so groß, daß Tilly dem Pater Dominikus einen Apfel aus der Hand nahm und sich entschuldigte: er müsse sonst vor Hunger sterben! Der Feind hingegen war mit Lebensmitteln reichlich versehen. Boucquoi, der kaiserliche Feldherr, rieth unter diesen Umständen von einer Schlacht ab und erklärte es für unmöglich, mit ausgehungerter, von Fiebern entkräfteter Armee den Feind aus seiner fast uneinnehmbaren Stellung zu vertreiben. Er schlug vor, das feindliche Heer zu umgehen, das ziemlich schutzlose Prag wegzunehmen und eine entscheidende Schlacht auf gelegenere Zeit zu verschieben. Maximilian hingegen, voll Vertrauen auf Gott und ermuthigt durch die Siegesgewißheit des Pater Dominikus, und seine Feldherrn Tilly und Verdugo stimmten für die Schlacht. Während die Herren mit einander stritten, trat der fromme Carmelit hervor, mit einem Crucifix am Knopf seines Stabes, das Bild von Rakonitz an der Brust, und rief: „Wie, Söhne der Kirche, ist es jetzt Zeit zu schwanken und zu zweifeln? Sollen wir die Feinde des Herrn und die unsrigen, da Er selbst sie uns in die Hände liefert, nicht angreifen, da wir so gewiß des Sieges sind? Es handelt sich hier um Gottes Sache, haltet

sie aufrecht und seid versichert, daß er Euch den Sieg verleihen wird. Die Feinde vertrauen nur auf ihren Uebermuth, wir nur auf die Allmacht des Herrn. Sehet," sprach er, auf das verstümmelte Bild weisend, „was sie der heiligen Mutter gethan haben! Sie wird Euch beschützen, Gott der Herr wird die Ehre seiner Mutter wahren. Vertrauet auf unsern Herrn und gehet kühn in den Kampf. Jesus Christus wird für Euch kämpfen und Euch bald den Sieg verleihen."

Diese Worte, mit der ganzen feurigen Beredtsamkeit des begeisterten Greises gesprochen, machten so tiefen Eindruck auf den ganzen Kriegsrath, daß sie selbst Boucquoi hinrissen. Als Feldgeschrei wurde „Heilige Maria" gegeben; dann küßten alle Generale das Crucifix und das Bild in den Händen des Pater Dominikus und trafen die Anordnungen zur Schlacht. Um Mittag Sonntags den achten November erhob sich ein allgemeiner Angriff; zwölf riesige Kanonen, nach den zwölf Aposteln benannt, eröffneten den Kampf von Seite der Katholischen, welche die Höhen hinanrückten und von einem heftigen Feuer auf der ganzen Kampflinie empfangen wurden. Der Fürst von Anhalt brach mit den ungarischen Reitern plötzlich hervor gegen den rechten Flügel, auf dem die Kaiserlichen standen, warf einige Schwadronen zurück, nahm den Obersten Breuner gefangen und schrie: Sieg, Sieg! Einige der versprengten Reiter kamen zu Pater Dominikus und meldeten ihm, die Armee sei

geschlagen; mit derselben Botschaft kam bald auch Herzog Maximilian. Dominikus aber ermahnte ihn, das Vertrauen auf Gott nicht zu verlieren, bestieg, wie er's schon in Rom vorhergesagt, ein Pferd und ritt mit dem Herzog, das Crucifix in der Hand, das Bild der heiligen Jungfrau an der Brust, durch alle Reihen, indem er mit den Worten des königlichen Propheten ausrief: „Wo ist dein Erbarmen, o Herr? Erhebe dich, Herr, und richte deine Sache!"

Da faßten die Hauptleute und Soldaten wieder Muth. Tilly sandte den Obersten Kratz mit fünf bayerischen Schwadronen an die gefährlichste Stelle, der nach einem halbstündigen Kampf das Gleichgewicht des Treffens wieder herstellte. Die Ungarn wichen dem heftigen Stoß; umsonst wehrte Christian von Anhalt ihrer Flucht; er stürzte blutend vom Roß. Inzwischen hatte der tapfere Spinello sich einer böhmischen Schanze bemächtigt und die zwei Kanonen auf derselben gegen die nächsten Feinde gerichtet. Das brachte Tod und Verwirrung in ihre Glieder. Spinello entriß ihnen den gefangenen Breuner und drei verlorene Fahnen wieder. Jetzt erstiegen allerwärts die Katholischen die Höhen und stürmten die böhmischen Schanzen. Eine Schaar unter dem Commando des Grafen Thurn, die sonst an Tapferkeit den übrigen vorgeleuchtet, ergriff plötzlich die Flucht, ehe sie noch angegriffen war. Jetzt lösten sich die böhmischen Schlachthaufen alle in wilder Verwirrung auf; viertausend Mann davon

lagen todt auf dem Schlachtfeld. Gegen hundert Fahnen und zehn schwere Kanonen fielen nach der Schlacht, die kaum drei Stunden gedauert hatte, in die Hände der Sieger. Pater Dominikus, dessen Gebet und Mitwirkung die Katholischen den Sieg zuschrieben, erhielt vom Kaiser einige der erbeuteten Fahnen zum Geschenke; der Herzog von Bayern ließ die ganze Schlacht bildlich darstellen und schickte das Gemälde nach Rom.

Friedrich saß während der Schlacht beim Mittagsmahl im Schlosse zu Prag. Der alte Fürst von Anhalt stürzte herein und schrie: „Wir sind geschlagen! Auf zur Flucht!" Bestürzung raubte Allen die Besinnung. Jeder dachte nur an eigene Rettung, keiner an Vertheidigung, obwohl in Prag noch eine ziemliche Menge von Soldaten sich befand, die Bürger zur Gegenwehr willig und achttausend Ungarn noch im Anzuge waren. Einen achtstündigen Waffenstillstand, den Maximilian bewilligte, benützte Friedrich, um sich mit seiner Gemahlin und seinen Kindern nach Schlesien zu retten. Die Krone ließ er in der Eile der Flucht zurück.

Am Abend des Schlachttages erschien das siegreiche Heer vor der Stadt, die sich auf Gnade und Ungnade ergab. Am folgenden Tage zog Maximilian ein, aber ohne alles Gepränge, in der Kirche der Kapuziner dankte er Gott innig für den glorreichen Sieg. Unter dem Donner aller Kanonen ward ein Tedeum gesungen, und Pater Dominikus hielt eine ergreifende Predigt über den

Text des Evangeliums vom vergangenen Sonntag, dem Schlachttage: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist."

Fürst Lichtenstein wurde als Statthalter des Königs Ferdinand, Tilly als Befehlshaber des Heeres in Böhmen gelassen; Maximilian aber kehrte mit einigen tausend Mann Soldaten nach München zurück, von seinem Volke mit Jubel empfangen. Noch ehe er die Residenz betrat, dankte er in der Frauenkirche Gott dem Herrn für den Sieg und die glückliche Rückkehr. Pater Dominikus, dem die Strapazen des Feldzugs bei seiner ohnehin schwächlichen Gesundheit ein Auge gekostet hatten, kehrte nach wenigen Tagen der Erholung, die er in München zugebracht, nach Rom zurück.

Eilftes Kapitel.

Tilly's Siege. Wallenstein.

Nach dem Siege bei Prag erklärte Kaiser Ferdinand II. den Churfürsten Friedrich, welcher durch die Annahme der Königskrone von Böhmen nicht nur über dieses Land die Gräuel des Krieges, sondern auch schwere Unruhen in's Reich gebracht und das Beispiel freventlichen Aufruhrs gegeben hatte, in die Reichsacht und entsetzte ihn seiner Churwürde. Der spanische Feldherr Spinola hatte die Acht gegen Friedrich in der Rheinpfalz,

Maximilian in der Oberpfalz zu vollziehen. Ernst von Mansfeld stand noch für Friedrich im Feld und wollte ihm dieses Land erhalten, aber er mußte vor Tilly weichen und zog in die Rheinpfalz, um die Spanier zu vertreiben. Furchtbar hauste er überall, wohin er mit seinen Räuberschaaren kam, und verheerte die Stifte Bamberg, Eichstädt, Würzburg und das ganze Land von Speier bis tief in's Elsaß hinein. Da zog ihm Tilly entgegen, säuberte die Rheinpfalz von den Schaaren des Mansfelders und des Markgrafen Friedrich von Baden und eroberte Heidelberg (am 16. Sept. 1622). Die Bibliothek daselbst war damals die berühmteste und reichste in Europa. Maximilian schenkte sie dem Papst Gregor XV. und sandte sie nach Rom. Wäre sie in Heidelberg geblieben, so würde sie gewiß im Jahre 1683, als die Franzosen die Rheinpfalz verwüsteten, ein Raub der Flammen geworden, und der Wissenschaft ein großer Verlust zugegangen sein. So aber blieb sie in Rom wohl verwahrt, bis nach dem Sturze Napoleon's ihr größerer Theil nach Heidelberg zurückkam.

Während Tilly in die Rheinpfalz rückte, um von diesem Lande im Namen des Kaisers Besitz zu nehmen, drang Maximilian in die Oberpfalz, die sich ihm ohne Widerstand unterwarf; nur Cham ergab sich erst nach einer zehntägigen Belagerung. Das Land wimmelte von lutherischen und kalvinischen Predigern, die einander auf das Heftigste anfeindeten und nur im Hasse gegen die Katholiken

einig waren. Sie regten die Leidenschaften des Volkes jetzt noch mehr auf, indem sie ihm vorspiegelten, der Bayer werde mit Feuer und Schwert die protestantische Religion ausrotten.

Es kam jedoch anders. So innig Maximilian seinem Glauben ergeben war und dessen Wiederherstellung wünschte, so wollte er sie doch nicht durch gewaltsame Maßregeln bewirken, sondern es war ihm Alles daran gelegen, daß die Irrenden durch Lehre und Unterricht zur wahren Kirche zurückgeführt würden. Daher begann er das Bekehrungswerk nicht mit der Austreibung der lutherischen und kalvinischen Prediger, wie es die Vorfahren Friedrich's gemacht hatten. Diese hatten, da sie bald lutherisch, bald kalvinisch waren, auch ihre Unterthanen gewaltsam genöthigt, heute lutherisch, morgen kalvinisch zu sein. Maximilian ließ die protestantischen Prediger in ihren Aemtern; aber er berief auch katholische Priester, namentlich Jesuiten und Franciscaner, um den katholischen Glauben wieder anzupflanzen. Es wurde dabei mit solcher Schonung der Andersdenkenden verfahren, daß der katholische Gottesdienst selbst in Amberg, der Hauptstadt der Oberpfalz, vier Jahre hindurch noch in der Schloßkapelle gehalten und den Protestanten keine von allen Kirchen abgenommen wurde, die sie früher den Katholiken entrissen hatten.

Die Protestanten erkannten aber die Nachsicht der neuen Regierung so wenig an, daß vielmehr Lutheraner und Kalvinisten, die bisher mit den

schärfsten Waffen gegen einander gekämpft, jetzt gemeinsame Sache gegen die katholischen Priester machten und sie von den Kanzeln herab und in Schriften angriffen und schmähten. Ihr Zorn entbrannte immer heftiger, je mehr es den katholischen Predigern gelang, das Volk zur Mutterkirche zurückzuführen. Dieß veranlaßte die Regierung, einige der ärgsten Schreier abzusetzen, nachdem sie sieben Jahre langmüthig zugesehen hatte. Allmälig wurden mehr und mehr protestantische Prediger abgesetzt und diejenigen, welche auch nach der Absetzung noch den katholischen Glauben bekämpften, aus dem Lande verwiesen. Später wurden auch diejenigen Laien fortgeschafft, welche hartnäckig die Annahme des katholischen Glaubens verweigerten; aber die Ausweisung erfolgte nicht plötzlich, sondern allmälig und mit großer Schonung, denn Maximilian war ein Feind alles Zwanges, er, der größte katholische Fürst seiner Zeit, war auch der duldsamste. Gelogen ist, was man in vielen Geschichtsbüchern lesen kann, daß er die Oberpfälzer mit Waffengewalt und andern Zwangsmitteln zum katholischen Glauben zurückgeführt habe.

Die Jesuiten hatten den allergrößten Antheil an der Bekehrung des oberpfälzischen Volkes, obwohl die Gegner kein Mittel verschmähten, um das Volk mit Furcht und Haß gegen sie zu erfüllen. Sie schilderten diese Priester als Ungeheuer, als die leibhaftigen Hilfstruppen und Trabanten des Teufels; daher wurden die Jesuiten aus manchem

Ort mit Prügeln und Steinen verjagt. Bald aber gewannen sie doch durch ihr liebreiches Wesen das Volk für sich. Waren sie nicht in der Kirche beschäftigt, so gingen sie in die Hütten der Armen und Kranken und sammelten bei den Wohlhabenden Nahrung und Kleidungsstücke. Zwar erhielten sie statt des Erbetenen oft Flüche nnd Verwünschungen; aber sie ließen sich in ihren Liebesdiensten dadurch nicht irre machen und errangen allmälig die Zuneigung des Volkes in so hohem Grade, daß sie an vielen Orten, wenn sie ihr Werk vollendet hatten und sich zum Abzuge anschickten, unter Thränen gebeten wurden zu bleiben, und daß viele Ortschaften sich mit dringenden Bitten, ihnen die Jesuiten für immer zu belassen, an Maximilian wandten.

Auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahre 1523 erhob der dankbare Kaiser den Retter seiner Krone zur Churfürstenwürde, deren der geächtete Friedrich verlustig ging. Am 6. März leistete der neue Churfürst dem Kaiser den Eid, erhielt den Churhut und Mantel und trug als Truchseß des Reiches bei der kaiserlichen Mahlzeit die erste Schüssel auf.

An die Schlacht am weißen Berge schloß sich eine Reihe von Siegen, welche die Bayern unter dem heldenmüthigen Tilly erfochten. Einer der glänzendsten war der erste, nämlich der bei Wimpfen am 6. Mai 1522 über den Markgrafen von Baden. Trotz des tapfersten Widerstandes der Truppen Tilly's schien sich der Sieg auf die Seite der Feinde zu neigen.

Während der Schlacht kniete, so erzählt eine Sage, Tilly betend in der Kirche der Dominikaner zu Wimpfen. Die Kriegsobersten sandten zwei Kouriere zu ihm, ihn auf die Wahlstatt zu rufen. Der Feldherr aber blieb auf seinem Betschemel knieen und auf das Bild der hl. Jungfrau weisend, sprach er: „Diese kämpft für mich!" und betete weiter. Indessen erschien im Schlachtgetümmel plötzlich ein Reiter, der wie Tilly einen grünen spanischen Mantel trug und ein weißes Roß ritt. Sogleich richteten sich mehr als fünfhundert Gewehrläufe auf ihn, er blieb unverletzt, sprengte mitten durch die feindlichen Reihen und warf Feuer in ihre Pulverwagen, so daß sie alle in die Luft flogen. Der furchtbare Donner von dieser Explosion erschütterte die Kirche; Tilly erhob sich und trat auf die Straße und bald ward ihm die Botschaft vom Siege gebracht. Den Reiter hat Niemand wieder gesehen. Den Herzog von Braunschweig besiegte Tilly am 10. Juni 1623 bei Höchst und in einer dreitägigen Schlacht vom 4. — 6. August 1623 bei Stadtloo. Aber diese Siege reizten die Gegner zu den größten Anstrengungen. Die Protestanten machten den König Christian von Dänemark zum Haupt der Union; ein Heer von sechzigtausend Mann stand unter seinem Befehl in Niedersachsen, ihm gegenüber Tilly, der Feldherr des einzigen Heeres, das der Sache des Kaisers diente, während die Protestanten eine Armee um die andere in's

Feld stellten, und England und Holland, selbst Frankreich heimlich, sie mit Geld unterstützten.

Da trat vor den Kaiser ein reicher ehrgeiziger Edelmann aus Böhmen, Albrecht von Wallenstein, der in den Kriegen mit den Ungarn und Türken durch Muth und Einsicht sich ausgezeichnet hatte, und erbot sich, ein Heer auf eigene Kosten zu werben und ihm zur Verfügung zu stellen. Seine Eltern hatten sich zur lutherischen Religion bekannt. Schon frühzeitig offenbarte sich sein wilder, verwegener Geist; seinen Lehrern machte er durch Ausgelassenheit und Starrsinn viel zu schaffen und zeigte wenig Lust zum Lernen. Als ihn seine Mutter einst wegen eines bösen Streiches strafte, rief er, damals sieben Jahre alt: „Wäre ich doch ein Prinz, dann bekäme ich keine Schläge!" Ein anderes Mal, da sein Oheim ihn wegen seines hochfahrenden Wesens zur Rede stellte und sagte: „Vetter, Ihr thut ja, als ob Ihr ein Fürst wäret!" antwortete Albrecht: „Was nicht ist, kann noch werden!" Bei den Jesuiten zu Olmütz, denen er in seinem sechzehnten Jahre zum Unterricht übergeben wurde, trat er zur katholischen Kirche über. Später machte er große Reisen durch halb Europa, studirte auch einige Zeit auf den berühmten Universitäten zu Bologna und Padua. In Padua beschäftigte er sich mit der Sterndeuterei, die damals Mode war und von Gelehrten nicht bloß, sondern auch von hohen Herren, z. B. von Kaiser Rudolf, getrieben ward.

Nach seiner Rückkehr kämpfte er voll des Glau-

bens an eine glänzende Laufbahn, deren Verkündigung er fort und fort in den Sternen las, in Ungarn gegen die Türken. Die Heirath mit einer reichen Wittwe verschaffte ihm ein beträchtliches Vermögen; und da er nach ihrem Tode nicht bloß dieses, sondern auch von seinem Oheim große Güter erbte, so ward er einer der reichsten Herren in Böhmen. Als Erzherzog Ferdinand von Steiermark (der nachmalige Kaiser) mit der Republik Venedig Krieg bekam, führte ihm Wallenstein zweihundert Dragoner zu, die er auf eigenen Kosten geworben hatte und besoldete. Durch seine Klugheit, Leutseligkeit und Freigebigkeit machte er sich überall beliebt. Im böhmischen Kriege stand er schon in hoher militärischer Würde und nahm an der Spitze eines Kürassierregiments von tausend Mann, das er wieder selbst geworben, an der Schlacht bei Prag Theil. Der Kaiser schenkte ihm zur Belohnung für diese und andere Kriegsthaten in Ungarn und Schlesien die Herrschaft Friedland und gab ihm den Herzogstitel. Sein Vermögen, das an liegenden Gründen einen Werth von dreißig Millionen Gulden hatte, vermehrte er noch durch treffliche Bewirthschaftung seiner Güter.

Dieß war der Mann, welcher im Jahre 1625 dem Kaiser seine Dienste anbot. Man fragte ihn, ob er sich getraue, ein Heer von zwanzigtausend Mann auf die Beine zu bringen? „Allerdings," erwiderte er, „aber zwanzigtausend Mann werden sich nicht selbst erhalten; hingegen können sich fünfzig-

tausend Mann überall durchbringen, und so viel will ich aufstellen." Der Kaiser räumte ihm von vornherein das Commando über dieses Heer ein, und Wallenstein ließ sogleich die Werbetrommel rühren. Bald sammelten sich dreißigtausend Mann unter seinen Fahnen, Freibeuter aus aller Herren Länder: Soldaten, die bisher unter Tilly gekämpft und die abermals ein Werbegeld einstecken wollten; andere, die bisher unter dem Mansfelder oder dem Braunschweiger gegen den Kaiser gedient hatten, Abenteurer aller Art, die nichts Besseres zu thun wußten, und endlich ehrliche Leute, die das Kriegsleben als Handwerk betrieben und nur im Pulverdampfe frei athmen konnten. Solcher Kampfhähne gab es damals zu Tausenden in Deutschland, bereit, jedem Herrn zu dienen, der sie bezahlte.

Wallenstein brachte schnell in diese zusammengewürfelte Masse Ordnung und einen Schein von Zucht; mit sicherem Blicke wählte er nur die Tüchtigsten zu Offizieren. Sein Heer war wie ein eigener Staat, genau gegliedert, er selbst dessen Seele. Er sorgte für die Bedürfnisse Aller; Lob und Tadel spendete er mit Unparteilichkeit, verlangte nichts als Muth und Gehorsam und strafte Feigheit und Ungehorsam mit dem Tode. „Laßt die Bestie hängen!" war seine gewöhnliche Redensart, wenn er ein Todesurtheil sprach. Er sprach wenig, aber mit großem Ernste; sein blasses Gesicht erschreckte durch einen geheimnißvollen, argwöhnischen Blick; nie sah man ihn lachen. Sein schwarzes

Haar trug er kurz abgeschnitten. Hosen und Mantel waren von Scharlach, sein Reiterrock von Elennsleder, der Halskragen nach spanischer Sitte dick gekräuselt; vom Hute wallte eine lange rothe Feder herab.

Wallenstein sollte nach dem Befehl des Kaisers gemeinschaftlich mit Tilly den König von Dänemark angreifen; aber er, der in den Sternen die Verkündigung einer Königskrone erblickt hatte, wollte mit dem General eines Churfürsten nichts zu thun haben. Die Feldherrn trennten sich; Tilly blieb in Niedersachsen stehen; Wallenstein zog dem Mansfelder nach und jagte ihn über die Gränzen Ungarns hinaus, wo dieser in einem Dorfe Dalmatiens, nach alter Rittersitte stehend zwischen zweien seiner Offiziere, seinen unruhigen Geist aushauchte.

Am 27. August 1626 stieß Tilly mit dem Könige Christian bei Lutter am Barenberg zusammen. Eine fürchterliche Schlacht endete mit der gänzlichen Niederlage des Dänenkönigs. Viele Tausende seiner tapferen Truppen blieben auf der Wahlstatt, er selbst floh. Zwar sammelte er später wieder einige Heerhaufen, aber Tilly verfolgte seinen glänzenden Sieg so weit er konnte. Da kam auch Wallenstein wieder, trieb die Dänen ganz aus Deutschland, und aus Zorn darüber, daß er sie wegen Mangels an Schiffen nicht auf ihre Inseln verfolgen konnte, schoß er glühende Kugeln in's Meer. Nur Stralsund weigerte sich, wallensteini-

schen Truppen seine Thore zu öffnen. Der Gewaltige belagerte die Stadt mit aller Macht, aber vergebens. Nachdem er das Blut von zwölftausend Mann in fruchtlosen Stürmen vergeudet hatte, zog er ab. Aber dafür befand sich Mecklenburg in seiner Gewalt, mußte der Churfürst von Brandenburg sich unterwerfen. Schrecklich hausete seine Armee, die auf hundertundsechzigtausend Mann angewachsen war, in Freundes- und Feindesland. Wie eine Rotte von Tigern stürzten sie in die Wohnungen der friedlichen Bürger; die Menschen wurden zu Tode gemartet, selbst Kinder nicht verschont.

Maximilian hatte zur Dämpfung des böhmischen und oberösterreichischen Aufstandes dreizehn Millionen Gulden verwendet; der Kaiser ließ ihm bis zur Bezahlung dieser Summe Oberösterreich als Unterpfand. Die bayerischen Beamten, welche das Land zu verwalten hatten, verfuhren an manchen Orten hart gegen das Volk, das von Sendlingen der Feinde des Kaisers fortwährend aufgehetzt ward. Im Jahre 1626 stand es gegen die bayerische Herrschaft auf; die Truppen, welche Churfürst Maximilian gegen Linz sandte, wurden geschlagen; Bayern selbst war von einem Einfall der Aufständischen bedroht. Da erschien Heinrich von Pappenheim, einer von den Feldherren der Liga, an der Spitze wohlgeübter bayerischer Kriegshaufen. Er ließ alsbald eine große Menge von Schiffen in der Donau versammeln, als wolle er mit seinem Heere den Strom hinab fahren. Die Aufständischen

ließen sich täuschen und sperrten die Donau an acht Stellen mit Seilen und Ketten. Pappenheim aber setzte plötzlich bei Nacht über den Inn, der nicht gehütet war, und drang in Eilzügen bis Linz vor, wo er sich mit den kaiserlichen Kriegsvölkern vereinigte. Allenthalben jagte er die Empörer auseinander, ihre Führer flohen. Maximilian gab Oberösterreich dem Kaiser zurück, erhielt aber dafür die Oberpfalz, die schon in alten Zeiten zu Bayern gehört hatte, zum Eigenthum.

Die Feinde des Kaisers und des katholischen Glaubens waren jetzt besiegt; Maximilian und sein heldenmüthiger Tilly hatten sie niedergeschlagen. Da erließ Ferdinand das Gebot, daß die Protestanten alle die geistlichen Güter zurückgeben sollten, welche sie seit dem Passauer Vertrage und dem Augsburger Religionsfrieden im Jahre 1555 eingezogen hatten. In diesem Religionsfrieden war aber bestimmt worden, daß die Protestanten das bisher Erworbene behalten, hingegen künftig den Katholiken nichts mehr entreißen sollten. Dessen ungeachtet hatten sie im Verlaufe der Zeit nicht weniger als die zwei Erzbisthümer Magdeburg und Bremen, zwölf Bisthümer und viele kleinere Stifte an sich gebracht. Diese Güter sollten sie jetzt wieder herausgeben, und da sie sich weigerten, wurden Tilly und Wallenstein beauftragt, des Kaisers Gebot in Vollzug zu setzen. Wallenstein zog aus, um Magdeburg wieder zu erobern: da er aber vernahm, daß ein kaiserlicher Prinz Erzbischof von

Magdeburg werden sollte, ließ er aus Mißgunst gegen den Kaiser von der Belagerung dieser Stadt ab und fiel über Halberstadt her. Seine Armee beging wieder die gewöhnlichen Gräuel; viele Städte wurden in Asche gelegt, Weiber bis zum Tode mißhandelt, Kinder gespießt, Gefangenen Nase und Ohren abgeschnitten.

Ueberhaupt war Wallenstein's Heer ein schreckliches Corps. Zigeunerbanden bildeten seinen Vortrab; die meisten Soldaten waren protestantisch, stets bereit, zum Feinde überzugehen, wenn der Feldherr einmal Miene machte, ihrer unbändigen Raubsucht entgegen zu treten. Wallenstein beneidete Tilly um seinen Kriegsruhm und handelte ihm gar oft entgegen. Umsonst bemühte sich Maximilian, den übermüthigen kaiserlichen Feldherrn zu einem bessern Einvernehmen mit Tilly zu bringen. Andere katholische Fürsten beklagten sich beim Kaiser über die Gräuel, welche die wallensteinischen Truppen in ihren Landen begingen, während sie doch für die katholische Sache kämpfen sollten. Endlich beschwor selbst der Erzherzog Leopold den Kaiser, diesem Unwesen Einhalt zu thun. Da trotzdem nichts gegen Wallenstein geschah, stieg dessen Uebermuth immer höher, bis endlich die Geduld der Churfürsten dermaßen erschöpft war, daß sie alle mit einander den Kaiser baten, er möge seinen Oberfeldherrn „der weltkundigen Gräuel und des verübten unsäglichen Schadens wegen“ seines Amtes entlassen. Namentlich drang Maximilian, dem

das Unglück des deutschen Vaterlandes tief zu Herzen ging, auf Wallenstein's Entlassung, die endlich auf dem Reichstage zu Regensburg im Februar 1630 erfolgte.

Nur ungern willigte der Kaiser in die Absetzung des einzigen Mannes, von dem er glaubte, daß er ihm ganz ergeben sei. In Maximilian setzte Ferdinand dieses Vertrauen nicht; denn der edle Fürst, der stets nur die Gerechtigkeit im Auge hatte, war manchmal veranlaßt gewesen, den kaiserlichen Freund zurecht zu weisen, der, statt den guten Rath dankbar hinzunehmen, sich beleidigt fühlte; auch hatte Ferdinand nicht immer die Eifersucht über Maximilian's und Tilly's Siege und die Furcht bemeistern können, daß der Churfürst von Bayern ihm selbst gefährlich werden möchte.

Zwölftes Kapitel.

Jockel bei Wallenstein.

Jockel war an dem Tage, als sein Bruder im Franziskanerkloster zu München als Laienbruder Aufnahme fand, als herzoglicher Küraßreiter in die Stube der Aeltern getreten. Seit Langem lächelte der kranke Vater zum ersten Mal wieder, da er den staatlichen großen Burschen in dem kleidsamen Reiterwamms, mit den Stulpstiefeln, der kleinen Feder auf dem Hute und dem langen Sarras erblickte. Hatte er doch selbst in seinen jungen Jahren das Kriegsleben

mitgemacht und kannte dessen Leiden und Freuden. Aber eben weil er sie und auch die Versuchungen kannte, die an den Soldaten kommen, warnte er treu den Sohn vor den Schlingen, in die er selbst gerathen war. Spiel und Trunk locken den Soldaten im Krieg wie im Frieden. Im Frieden glaubt er dessen Langweile sich verkürzen, im Krieg dessen Beschwerden sich versüßen zu sollen; und da die Versuchung ihn, und er die Versuchung aufsucht, so kommen beide bald zusammen, und allermeist unterliegt der Mensch.

„Bah, mit mir hat's keine solche Noth mehr," pflegte Jockel auf des Vaters wohlgemeinte Ermahnungen zu antworten. „Ich bin, denke ich, feuerfest geworden. Hier hab' ich's Lehrgeld bezahlt in der Schelmerei, daß ich im Kerker zu Regensburg noch hab' an den Schulden zu büßen gehabt! Der wohlweise Rath dort hat mir die Flausen vollends ausgetrieben. So 'n zwölf Jährchen in Eisen, die legen sich Einem so gut in's Hirn, wie in den Magen."

Der ehemalige Wildfang schien als Soldat gut machen zu wollen, was er als Handwerker gesündigt hatte. Er trank nicht mehr über den Durst und spielte nicht mehr, besuchte fleißig den Bruder im Franziskaner- und den Pater Claudius im Kapuzinerkloster und ging Sonntags in die Messe. Dieß war aber auch Alles. Die strenge Zucht, die unter den Soldaten gehalten ward, behagte ihm nicht sonderlich, denn es war der Hochmuth, der

ihm von Kindheit auf geplagt, noch nicht vergangen, und er seufzte inbrünstig nach einem Kriege, in dem er vorzurücken und bald Rottmeister zu werden hoffte; befehlen wäre ihm viel lieber gewesen als gehorchen, und hätte er auch nur zehn Mann zu kommandiren gehabt.

Endlich ging sein sehnlichster Wunsch in Erfüllung; Herzog Maximilian führte seine Truppen gen Salzburg. Jockel jauchzte hoch auf. Aber Vater Blasius lag im Sterben. Martin meinte, der Bruder solle daheim bleiben und der Mutter helfen, den Todkranken zu pflegen. „Das ist Sache der Weiber," entgegnete Jockel.

„Und eines dankbaren Sohnes eben so gut," sprach Martin. „Wenn mir's der Pater Schaffner erlaubte, so würde ich Tag und Nacht beim Vater bleiben; aber der Pater sagt, du könntest mit mir abwechseln."

„Der Pater kann sagen, was er will," fuhr Jockel auf. „Ich muß fort. Die Kameraden zeihen mich der Feigheit, wenn ich hier bleibe." Vater Blasius zürnte dem gefühllosen Sohne nicht; er segnete ihn, als er schied. In das Trompetengeschmetter, das die Reiter zum Abmarsch rief, tönte das Zügenglöcklein, das seit uralter Zeit zum Gebete mahnt, wenn ein Mensch am Sterben ist. Wohlgemuth zog Jockel mit den Kameraden durch das Thal gegen das Isarthor; unwillkürlich fiel sein Blick auf die Fenster des älterlichen Hauses. Niemand sah aus denselben, während aus den Fenstern

aller andern Häuser die Bürger den Reitern nachblickten oder auf der Straße stehend ihnen ein Lebewohl zuriefen.

Jockel zog als gemeiner Küraßreiter im Salzburgischen ein und kam als solcher wieder heraus. Ein einziger Hauptmann war bei der eintägigen Belagerung von Tittmoning gefallen. Jockels Kriegslust war dadurch und durch die strenge Zucht, welche der Herzog unter seinem Heere hielt, sehr herabgestimmt. Um so weniger widerstand er der Aussicht, durch Heirath einen Bauernhof zu gewinnen, in dem er auf dem Rückmarsch bei Traunstein einquartirt ward. Die Besitzerin war eine Wittwe, zwar etwas älter als er, aber ein Weiblein von gutmüthiger Art, das an dem prächtigen Reiter gar sehr Gefallen gefunden.

Aus dem ehemaligen Maurer ward jetzt ein Bauer. Wenn ich seinen Charakter bisher richtig gezeichnet habe, so werden meine jungen Leser sich gleich denken, daß Jockel mit dem neuen Stande so wenig auf die Länge zufrieden war, als mit dem eben verlassenen des Soldaten. So kam es auch. Ein Jahr lang gefiel ihm die Sache gar nicht übel. Er war reich geworden — das versteht sich, sonst hätte ihn die Bäuerin schon gar nicht zum Manne bekommen. Er hatte über acht Ehehalten zu gebieten, deren Unarten er übersah, um keinen Verdruß zu haben; er hatte achtzig Morgen zu bebauen, wozu er sich sehr ungeschickt anstellte, denn er besaß nicht den entferntesten Begriff von der Landwirth-

schaft; er zählte vierzig Stück Rindvieh, denen er es höchlich übel nahm, daß sie so viel fraßen; auch hatte er zehn Pferde im Stalle, die nur den einen Fehler hatten, daß sie sich nicht kunstgerecht reiten ließen, wie der Gaul, den er bisher unter den Füßen gehabt. Das Weiblein mußte einen eigenen Weg ausfindig machen, um den Jockel zur Einsicht in seine fabelhafte Unwissenheit zu bringen; denn als es einmal etwas von „Dummheit" hatte verlauten lassen, war eine derbe Ohrfeige der unverdiente Lohn der guten Absicht gewesen. Bei alle dem fand der Jockel selber Alles, was er that und sagte, unübertrefflich gescheidt; er war ja immer in der Stadt gewesen und mußte wissen, was Rechtens sei!

So lebte das Pärchen ein Jahr fort und bekam ein Kind, das gewann in der heiligen Taufe den Namen Martin nach dem Onkel, dem Franziskaner-Novizen. Martin war nämlich von seinen Obern als ein Mann erkannt worden, der etwas mehr im Orden vorstellen könne, als einen bloßen Laienbruder, obwohl er für sich Nichts weiter verlangte und die Priesterwürde zwar als die höchste auf Erden betrachtete, jedoch niemals sich beikommen ließ, daß er je zu ihr gelangen könne. Sein Beichtvater aber hatte ihn ermuthigt, darnach zu streben; demnach lernte Martin im Alter von vierzig Jahren noch lateinisch und kam in's Noviziat.

Das Kind Jockels aber nahm zu an Alter und Größe und bekam nach einiger Zeit noch ein

Brüderchen. Jetzt brauchte Jockel das Kindergeschrei als Vorwand, um seine häufige Abwesenheit zu entschuldigen. Er ging fleißiger als früher auf's Feld und der Arbeit nach. Im ersten Jahre war bei der Abrechnung eine bedeutende Summe übrig geblieben; dieß hatte ihm Muth und Lust gemacht, und er hatte sich fest in den Kopf gesetzt, daß nur seine bloße Anwesenheit schon den guten Erfolg herbeigeführt. Er wunderte sich zwar im Stillen, daß die Sache so gut gegangen, obwohl er, der Bauer, so viel wie gar nichts dazu gethan; daher nahm er sich vor, sich's jetzt noch bequemer zu machen. Er ging also auf's Feld, aber vom Felde nicht heim, sondern in's Wirthshaus und vom Wirthshaus nicht eher heim, als bis der Wirth ihn forttrieb.

Nun kam es aber, daß sein gutmüthiges Weiblein allmälig das Rauhe hervorkehrte und ihm auf den Kopf zu sagte, es könne mit einem Strolchen und Wirthshaushocker nicht hausen. Das verdroß den Jockel und er schlug zu. Die beiden Leutchen schleppten sich einige Jahre im Unfrieden herum; das Anwesen kam immer tiefer herunter, und endlich packte Jockel zusammen, was er an baarem Gelde auftreiben konnte, und ging auf und davon. Er zog nach Oesterreich; wo ein Wirthshausschild ihm winkte, fiel er ein, und bis er seine Baarschaft vollends durchgebracht hatte, war er ein so liederlicher Landstreicher geworden, als jemals einer auf zwei Füßen gelaufen ist. Dahin kommt der Mensch, wenn er nicht arbeiten, sondern nur trinken

mag und sein Christenthum an den Bacchus verschachert. —

Als Jockel ganz blank war, griff er zur Muskete und schlug sich unter den Kriegsvölkern des Erzherzogs Ferdinand mit den Venetianern herum. Die guten Vorsätze, mit denen er in München das Reiterwamms angezogen, waren längst vertrunken; er betrachtete jetzt wie die allermeisten seiner Kameraden den Soldatenstand nur als einen Freibrief zur Befriedigung aller Begierden. In Böhmen focht er dann unter Boucquoi gegen die Rebellen, und als Wallenstein warb, stellte er sich unter dessen Fahne. In der Schlacht am weißen Berge ward er Rottmeister; als aber Wallenstein seine Kürassire wieder entließ, trat er in die Tilly'schen Schaaren und zog mit diesen Land aus Land ein. Doch behagte ihm die strenge Zucht nicht, die der alte Held unter seinen Soldaten zu halten versuchte. Darum folgte er wieder den Wallensteinischen Werbern, welche alle beutelustigen, leichtsinnigen Bursche an sich zogen. Grollend verließ er die „friedländischen Kriegsquartiere" und das ungebundene Leben, das Wallenstein, jetzt Herzog von Friedland, darum von den Soldaten der Friedländer geheißen, den Seinigen gestattete. Mit einem alten Wachtmeister, der steif und fest an die künftige Größe seines Feldherrn und an die Prophezeiungen der Sterne glaubte, folgte Jockel dem Herzog, als er sich auf seine Güter in Böhmen zurückzog. Die geheimnißvolle Zukunft des gewaltigen Mannes hielt

Jockel fest an ihn gefesselt, träumte ja doch auch er von hohen Ehren, die der Säbel ihm gewinnen müsse.

Auf seinem Schlosse zu Gitschin in Böhmen hielt Wallenstein prachtvollen Hof. Dreihundert Pferde fraßen in seinen Ställen aus marmornen Krippen. Sechzig Edelknaben, in Sammt und Seide gekleidet, vier Kammerherren, sechs Freiherren und sechs Ritter bildeten sein Gefolge; hundert Gerichte bedeckten fast täglich seine Tafel zum Entzücken der Gäste, die aus nah und fern hinkamen. Er selbst aber begnügte sich mit wenig. Nur wenn gezecht wurde, ging es hoch her, man trank dann aus Hüten. Sonst herrschte Todtenstille im Palast; weit herum waren Wachen ausgestellt, die Jeden erinnerten, daß er leise auftrete, denn tiefes Schweigen mußte an dem glänzenden Hofe herrschen. Das Bellen der Hunde, das Rasseln der Wagen, selbst das Klirren der Sporen war Wallenstein verhaßt.

Halbe, ja ganze Nächte stand er mit seinem Astrologen Seni auf der Altane des Schlosses und betrachtete die Sterne, und je mehr er sie erforschte, desto deutlicher schienen sie ihm zu sagen, daß er nicht nur die verlorene Größe wieder gewinnen, sondern noch Höheres erringen werde. Oft stand Jockel in der Ferne und starrte hinauf zu dem Herzog, der seinerseits unbeweglich zu den Sternen emporsah; der arme Reiter brannte vor Begierde, dem großen Manne Auge in Auge gegenüber zu stehen, ihm zu schwören, daß er Blut und Leben

für ihn lassen wolle, wenn er ihm nur auf die kürzeste Zeit zu Macht und Ehre verhelfen wolle. Aber Wallenstein ließ Niemand vor sich; stets blieb er ganz allein in seinen Gemächern; nur der Sterndeuter hatte Zutritt.

Eines Abends kehrte der Herzog aus dem Thurme, wo er seinen Studien obgelegen hatte, in seine Gemächer zurück. Langsam, die Augen nach dem Sternenhimmel gerichtet, schritt er über einen dunkeln Gang. Jockel hatte sich diese Gelegenheit ausersehen, um den Herzog in der Nähe betrachten zu können und drückte sich bei dessen Nahen in eine Ecke. Plötzlich blieb Wallenstein stehen, trat dann an ein Erkerfenster des Ganges und blickte nach den Sternen. Nach einer Weile schlich sich ein Mensch herbei, schlug Wallenstein mit der Hand auf den Rücken und machte sich eben so leise wieder davon. Der Herzog wandte sich um; er erblickte Niemand. Seine Hand fuhr bebend über die Augen, dann schritt er den Gang entlang.

In seinem Gemach angelangt, ließ er den Sterndeuter kommen. „Seni," sprach er zu ihm, „eine unsichtbare Hand hat mich berührt; es war eine Mahnung von Oben, ich werde sterben müssen. Oder weißt du eine andere Deutung?"

„Es war eine Probe für Euern Muth, gnädigster Herr. Laßt sie Euch nicht anfechten. Die Mächte, die über Euch walten, wollten Euch prüfen, ob Ihr noch stark genug seid, nach dem Höchsten zu streben. Oder habt Ihr über den Zeichen der

Sterne die der Zeit vergessen? Rückt nicht Gustav Adolph, der Schwedenkönig, immer tiefer ins Reich? Ist nicht bereits der Spott derjenigen verstummt, die ihn den Schneekönig nannten, als er mit seinen fünfzehntausend Mann *) Usedom betrat?"

„Der Schwede wird nicht aufkommen. Ich habe ihm auf deinen Rath, wie du weißt, meine Dienste angeboten; er hat sie verschmäht. Das wird er büßen müssen. Wenn er fünfzehntausend Mann nach Böhmen gesandt hätte, so würde ich eben so viel aufgeboten haben und könnte den Kaiser in Wien belagern. Es ist wahr, die protestantischen Fürsten fallen ihm zu, und Maximilian wird bald allein da stehen. Aber ich kenne den Bayer, er läßt sich nicht beugen, und heutzutage muß der siegen, der sich nicht beugt."

Der Sterndeuter schwieg. Nach einer langen Pause fuhr Wallenstein fort: „Dieses müßige Zuwarten wird mir zur Last. Der Schwede vergrößert seine Macht, und der Kaiser wird mich bitten, ihm zu helfen. Ich werde ihm helfen müssen, ich werde, wenn ich auftrete, Gustav Adolph erdrücken, und dann stehe ich allein dem Kaiser und den katholischen Fürsten gegenüber und werde schwerlich ihrer vereinten Macht die Krone Böhmens abtrotzen."

„So trotzet sie dem Schweden ab. Unterhandelt mit ihm, damit er weiß, wie er's zu nehmen hat, wenn Ihr wieder auftretet."

---

*) Am 4. Juli 1630.

„Es ist gut, Seni, gehe.“ Der Sterndeuter entfernte sich. In den untern Räumen des Schlosses ward ihm Jockel vorgeführt, der ihm mittheilte, daß einer der Pagen dem Herzog, als er aus dem Fenster sah, einen Schlag auf den Rücken gegeben habe. Seni erfuhr bald den Namen des Pagen und hinterbrachte ihn dem Herzog. Dieser sprach das Todesurtheil über den jungen Menschen aus. Der Unglückliche schwor, daß er seinen Herrn nicht gekannt, sondern ihn für einen der Diener, einen abergläubischen, furchtsamen Burschen gehalten habe, den er durch den Schlag erschrecken wollte. Umsonst war sein Flehen um Gnade; nach wenigen Tagen mußte er das Schaffot besteigen. Schon erhob der Scharfrichter das Schwert, da winkte ein Offizier und brachte den Befehl, daß der Page vor den Herzog geführt werde. „Ich wollte dich fühlen lassen, Unbesonnener,“ redete er ihn an, „was es heißt, Todesangst erdulden zu müssen. Geh' und tritt mir nicht mehr unter die Augen!“

Jockel hatte erreicht, was er durch die Anzeige des jungen Menschen beabsichtigt hatte. Er war Wallenstein vorgestellt und von diesem mit einer geheimen Sendung an den Schweden-König beauftragt worden.

Dreizehntes Kapitel.

Der Schwedenkrieg. Tilly's Tod.

Gustav Adolph war nach Deutschland gekommen, um, wie er sagte, seinen unterdrückten Glaubensbrüdern Hilfe zu bringen. Frankreich und England hatten ihm ihre Hilfe zugesagt; er selbst hoffte im Reiche dauernde Eroberungen zu machen. Leicht gelang es ihm, in Norddeutschland vorzurücken; nirgends wurde ihm ein kräftiger Widerstand geleistet. Seine tapferen Soldaten hielt er in strenger Zucht und strafte jede Ausschweifung.

In Brandenburg trat ihm Tilly entgegen, der nach Wallenstein's Absetzung den Oberbefehl über die ganze kaiserliche Macht erhalten hatte. Er wußte die Tapferkeit und das Feldherrn-Talent des neuen Gegners wohl zu schätzen; aber auch Gustav Adolph erkannte ihn als einzigen Feldherrn, den er zu fürchten hatte. Tilly mußte sich wegen Mangels an Lebensmitteln aus Brandenburg zurückziehen, dafür griff er die feste Stadt Magdeburg an, die eine schwedische Besatzung aufgenommen hatte. Im Dezember 1630 schloß er die Stadt ein und beschoß sie fast täglich. Muthig wehrten sich die Bürger und die Besatzung, weil sie stets auf die Hilfe des Königs rechneten. Dieser aber scheute sich, dem gefürchteten Feldherrn jetzt schon entgegenzutreten und überließ Magdeburg seinem Schicksal. Die Belagerung dauerte den ganzen Winter hin-

durch bis tief in den Frühling hinein. Tilly suchte vergeblich die schwedische Besatzung zum Abzug zu bewegen; als Alles fruchtlos war, beschoß er am 19. Mai 1631 die Stadt heftiger als je; Bomben, Granaten und glühende Kugeln fielen wie ein Regen über die Häuser. Dann schwieg auf einmal der Donner des Geschützes; die Kaiserlichen thaten, als schickten sie sich zum Abzuge an, und die Belagerten kamen auf die Meinung, daß der König zum Entsatz heranrücke.

Am folgenden Morgen aber begann Tilly einen heftigen Sturm; seine Soldaten erstiegen die Mauern und Wälle, unter dem Donner aller Kanonen wurden die Thore eingeschlagen, und das Heer drang in dichten Schaaren in die Stadt. Aber es mußte eine Gasse um die andere erstürmen, und dadurch wurden die Soldaten, unter denen sich nur wenige Bayern mehr befanden, sondern die meistens rohes zusammengelaufenes Volk waren, so erbittert, daß sie, als nach einigen Stunden die Stadt in ihrer Gewalt war, mit fürchterlicher Wuth über alle Bürger herfielen, die in ihre Hände geriethen. Sie brachen in alle Häuser, durchsuchten alle Winkel und badeten sich im Blute. Väter wurden vor den Augen der Kinder erstochen, Säuglinge an den Wänden zerschmettert. Die Kinder und Kranken, die aus der Stadt entfliehen konnten, nahm Tilly draußen im Lager mit den schönen Worten in Schutz: „Dieß sei meine Beute."

Bald brach ein Feuer aus, das entweder die

Magdeburger selbst, oder die Schweden gelegt, um den Kaiserlichen die wichtige Stadt nur als Aschenhaufen zu lassen. Die Flammen trieben die Bewohner aus den Häusern auf die Straßen in die Schwerter der Eroberer. Ein Sturmwind verbreitete den Brand über die ganze Stadt; die glühende Hitze trieb die Plünderer fort. Als Abends der Brand erlosch, lag Magdeburg in Asche; nur der Dom, ein Kloster und einige Fischerhütten an der Elbe blieben noch stehen.

Da die Umgegend von Magdeburg in der langen Belagerung ganz ausgesogen worden, fand Tilly's Heer keinen Unterhalt mehr. Er wandte sich gegen Sachsen, dessen Churfürst vom Kaiser zu den Schweden abfallen zu wollen schien, und eroberte Leipzig. Jetzt rief der Churfürst die Schweden, sie vereinigten sich mit seinem Heere und zogen gegen Leipzig. Bei Breitenfeld stießen Tilly und die Schweden und Sachsen am siebenten September 1631 auf einander. Von der Gewalt, mit welcher die Kaiserlichen den Angriff machten, wurden die Sachsen auseinandergesprengt, aber die Schweden hielten Stand, und Tilly verlor die Schlacht und selbst beinahe das Leben, denn ein schwedischer Offizier, wegen seiner Riesengröße der lange Fritz genannt, drang wüthend auf ihn ein und würde ihn erlegt haben, hätte nicht zur rechten Zeit der Herzog Rudolph von Lauenburg ihm den Kopf gespalten. Weinend sah der alte Held, der Sieger in sechsunddreißig Schlachten, dem Gemetzel zu, das die Schwe-

den unter seinem tapfern Heere anrichteten, und nur mit Gewalt konnten ihn seine Getreuen vom Schlachtfeld entfernen.

Tilly hatte zum ersten Mal eine Schlacht verloren und sammelte nur mit Mühe wieder ein Heer. Inzwischen zog Gustav Adolph gegen Franken. Die kleinen Städte mußten schweres Geld erlegen und alles Silber hergeben; die Dörfer wurden geplündert und verbrannt. Den Bürgern von Münnerstadt ward versprochen, daß ihnen weder an Leben und Gut Schaden geschehen, noch ihre Religionsübung beschränkt werden sollte, wenn sie freiwillig die Thore öffnen würden. Die Bürger trauten den schönen Worten der Schweden und öffneten die Thore; aber kaum waren die Feinde eingezogen, so forderten sie achttausend Thaler baares Geld und alles Silbergeräthe. Auf den Dörfern herum wurden die Leute auf das Grausamste mit Schlägen mißhandelt, vielen die Augen ausgepreßt, viele niedergewürgt.

Besonders traf der Haß der Schweden die katholischen Geistlichen, die bei ihrem ersten Anzug meistens flohen, nach einigen Wochen aber wiederkehrten und dann standhaft auf ihren Posten aushielten, obwohl sie die bittersten Kränkungen von den schwedischen Soldaten zu erdulden hatten. Mancher Pfarrer schwebte stets in Gefahr, thätlich mißhandelt zu werden.

Der greise Pfarrer von Altenmünster floh beim Anzuge der Schweden nicht; sie ergriffen ihn im

Schulhause zu Reichmannshausen und schleppten ihn unter schweren Mißhandlungen von Schonungen nach Mainberg, und hier hatte der schuldlose Priester Alles zu erdulden, was bübischer Muthwille und teuflische Bosheit zu ersinnen vermochten. Unter Anderm setzten die rohen Kriegsknechte ihm ein dreimäßiges Geschirr voll Wein an den Mund und nöthigten ihn durch Gewalt, es auf einmal auszutrinken, indem sie hofften, er werde in der Trunkenheit leichter zur Verläugnung seines Glaubens zu bewegen sein. Er blieb aber bei voller Besinnung und unerschütterlich standhaft. Dann mußte er seinen Peinigern predigen und mit einigen Troßbuben sich herumbalgen. Endlich gaben sie ihm eine übermäßig geladene Muskete in die Hand und nöthigten ihn, sie loszubrennen. Die Muskete zersprang, und er stürzte bluttriefend zu Boden.

Wie Raubthiere, welche der Anblick des Blutes noch blutgieriger macht, fielen nun die Unmenschen über ihr Opfer her, schlitzten ihm die Backen auf, rieben die Wunden mit Salz ein und richteten sein Gesicht so gräßlich zu, daß es keinem menschlichen Antlitz mehr ähnlich schien. Damit noch nicht zufrieden, ließen sie siedend heißes Pech in die Nase, in den Bart und in das Haupthaar träufeln, welches sie dann anzündeten: sie durchstachen ihm die Nase mit einer Ahle, welche sie eine Zeit lang darin stecken ließen. Hierauf wurden die festgeknebelten Hände so lang mit einem Hammer geschlagen, bis sich Fleisch und Nägel von den Knochen der

Finger ablösten; dann banden die Unmenschen ihm die Hände mit verdrehten Gelenken auf den Rücken. Endlich ward der Martyrer an einem starken Pfahl festgebunden, im Genicke mit heißem Pech begossen und zwei Stunden lang an einen bis zum Glühen erhitzten Ofen gestellt. Oefters fragten ihn seine Peiniger, ob er noch immer päpstlich-katholisch sei, und immer gab er freudig zur Antwort: „In diesem Glauben will ich leben, leiden und sterben."

Fünf Tage ward der heldenmüthige Priester in dieser furchtbaren Weise gequält, dann wieder nach Schonungen hinaufgeschleppt, wo die Kriegsknechte mit Pistolen auf ihn feuerten. Als aber zwei Kugeln ihr Ziel verfehlten, sprang ein schwedischer Reiter vom Pferde und stieß dem Pfarrer den Degen durch den Leib, womit seine Marter endete, und er am neunten Dezember 1631 die Krone der Verherrlichung erlangte. Die Leiche wurde ihrer Kleider beraubt und in den Main geworfen. Beinahe zwei Jahre wüthete die schwedische Grausamkeit in Franken, und wie diese Schaaren hier hausten, so trieben sie's auch anderwärts.

Am fünfzehnten Oktober 1631 öffnete Würzburg seine Thore den Schweden; drei Tage darauf erstürmten sie die Bergfestung Marienberg. In der ersten Wuth tödteten sie Alles, was ihnen in die Hände fiel, selbst die wehrlosen Soldatenweiber, einige Räthe und Geistliche. Siebenhundert Menschen wurden in der Burg erschlagen. Ueber Frankfurt und Darmstadt zog Gustav Adolph sodann

nach Mainz, wo er sich für den Winter einquartierte. Den Winter über unterhandelte er mit den protestantischen Fürsten Deutschlands um den Besitz der schönsten deutschen Länder und um den Titel eines römischen Königs. Zu Maximilian aber kam ein französischer Gesandter und bot ihm ein Bündniß mit Frankreich an, wenn er nicht weiter den Kaiser unterstützen würde.

Der weise Fürst jedoch durchblickte Frankreichs Hinterlist, das mit der einen Hand ihm zu helfen versprach, mit der andern den Schweden Vorschub leistete, und obwohl der Kaiser in seinen eigenen Landen alle seine Truppen brauchte, um die Empörer niederzuhalten, England, Holland und Dänemark zu Schweden standen, Maximilian aber, bloß auf seines Volkes Kraft gestützt, diesen vier Mächten die Wage halten mußte, so wankte er doch nicht in seinem Entschlusse, bis zum letzten Blutstropfen das Reich gegen alle seine Feinde zu vertheidigen. Woher hatte der hohe Fürst diesen unüberwindlichen Muth? Aus seinem Gottvertrauen! Alles, was er that, stellte er dem Herrn anheim, der die Geschicke der Völker lenkt. Täglich verrichtete er seine Gebete auf den Knieen, aus den Uebungen der Frömmigkeit, aus seinem reinen Leben schöpfte er eine Kraft, welche die härtesten Schläge des Unglücks nicht beugen konnten. Darum setzte er seine Rüstungen fort, verstärkte schnell die Befestigungen von Rain, Ingolstadt, Burghausen und Wasserburg und ließ die Unterhandlungen nur fortführen, um im Falle der äußer-

sten Noth einen ehrenhaften Rückweg vom Kampfplatz offen zu haben.

Als Bauer verkleidet kam Jockel in den ersten Tagen des Jahres 1632 nach München zurück, das er vor zwanzig Jahren als herzoglicher Soldat verlassen hatte. Kein Mensch kannte ihn mehr; zwei Narben zogen sich durch sein sonnenverbranntes Gesicht, Hauptthaar und Bart war grau geworden, nur den starren Rücken trug er noch aufrecht. Höhnisch lachte er den Bürgern in's Gesicht, wenn er sie von den Anstrengungen sprechen hörte, die sie machen wollten, um dem geliebten Churfürsten seinen glorreichen Kampf für den heiligen Glauben und für die Erhaltung des ehrwürdigen deutschen Reiches fortsetzen zu helfen. Unter der Hand fragte er nach Pater Claudius; er war gestorben; er fragte nach Vater und Mutter, sie waren gestorben, und ihr Häuschen, vermuthlich auch die Thaler der Ahnfrau, hatte der Pater Franciskus geerbt und dem Franciscaner-Kloster geschenkt. „So ist der Martin, der Duckmäuser, gar ein Pfaff geworden," brummte der rohe Mensch in den Bart — „aber halt, mein Erbtheil muß ich haben! die Hälfte wenigstens!"

Und er eilte stürmisch nach dem Kloster, trat in des Bruders Zelle und sagte rauh: „Du hast mein Erbe erschlichen, gib es heraus!"

„Ist das dein Gruß beim Wiedersehen nach jahrelanger Trennung, Bruder?" entgegnete der Pater sanft und mit Thränen in den Augen. „Wir hielten

dich für verschollen, weil beim Regiment, das aus Salzburg zurückkam, Niemand von dir etwas wußte. Du seiest plötzlich verschwunden, sagte man. Die Gerichte haben mir das ganze Erbe zugesprochen, und weil ich nach der Ordensregel nichts besitzen darf, habe ich mein Gut dem Kloster geschenkt. Aber erzähle mir doch, lieber Bruder, wie ist es dir seitdem ergangen? Und wie kommst du in diesen Bauernkittel" . . .

„Das ist nur eine Maskerade," lachte Jockel. „Ich bin des Königs von Schweden geheimer Gesandter und hieher geschickt, um Euerm frommen Churfürsten auf seine Schliche zu kommen."

„Du willst deinen Herrn verrathen!" rief der Bruder erblassend.

„Mein Herr ist jetzt der König Gustav Adolph, dem will ich dienen, so lang er mich ordentlich bezahlt. Bisher hat er sich freigebig genug gezeigt, und ich habe mir wohl sein lassen und am lustigen Leben hereingebracht, was ich in Regensburg versäumt habe — — weißt du, in dem Loch, in das du mich mit deinem Bratspieß getrieben hast! Aber nun sag' mir rund heraus, was soll's mit der Erbschaft werden? Bekomme ich meinen Theil oder nicht? Doch ich sehe schon, du willst mit der Sprache nicht herausrücken. Auch gut! ich werde mir's zu holen wissen. Gehab dich wohl und faste nicht zu viel, sonst bohren deine dürren Knochen Löcher in die Kutte!" Jockel ging und versetzte dem Bruder einen Stoß, daß er an die Wand

der Zelle taumelte. Pater Franciscus kniete nieder und betete unter heißen Thränen für den unglücklichen Bruder.

Die schwedische Macht in Franken commandirte der Oberst Horn. Tilly zog gegen ihn aus und schlug ihn am 6. März 1632. Aber bald erschien auch der König in Franken und zog am 21. März in Nürnberg ein, dann weiter gegen Bayern. Am 2. April stand er vor Donauwörth, das Tilly nicht mehr ganz hatte befestigen können. Der Schwede forderte die Besatzung zur Uebergabe auf; ihr Commandant, der Herzog Rudolph von Lauenburg, Tilly's Lebensretter in der Breitenfelder Schlacht, antwortete: er habe nur Kraut und Loth und Degenspitze für ihn. Er rechnete nämlich auf Ersatz von Rain her, wo Tilly lagerte, und leistete kräftigen Widerstand. Aber die Befestigung war zu schwach, die Besatzung zu klein, und die Schweden stürmten mit aller Macht. Eine dunkle Rauchwolke lagerte sich über der Stadt, deren Bewohner mit unsäglicher Angst dem Ausgang des heißen Kampfes entgegen sahen. Am Abend schwieg die Kanonade; am andern Morgen schlug sich der Herzog, der die Hoffnung auf Hilfe aufgegeben hatte, unter einem furchtbaren Kugelregen mit seinen Soldaten mitten durch das schwedische Heer, das sofort in die Stadt drang und plünderte. Der König schlug im Fugger'schen Pfleghaus sein Hauptquartier auf, die Stadt diente ihm als wohlgelegener Waffenplatz für die weiteren Unternehmungen in Schwa-

ben, wo in schnellen Streifzügen von einzelnen schwedischen Schaaren bis Augsburg hinauf Alles unterworfen wurde.

Von Donauwörth zog Gustav Adolph abwärts an den Lech, wo Maximilian und Tilly ihm den Uebergang zu wehren suchten. Der Strom war von dem geschmolzenen Schnee hoch angeschwollen, und im Kriegsrathe des Königs rieth man vom Uebergang ab. Der König aber rief: „Wir haben den Belt und die größten Ströme Deutschlands überschritten und sollten uns von diesem Bach aufhalten lassen?" Im bayerischen Lager war man frohen Muthes, der dreiundsiebenzigjährige Tilly frischer als je. Die Soldaten sahen mit freudiger Zuversicht zu ihrem Churfürsten und zu dem alten Helden empor, der klein und hager so fest auf seinem weißen Klepper saß im grünatlassenen Wamms, die lange rothe Feder vom Hut bis zur Hüfte niederhangend, ein Pistol im Sattel, ein großes Schwert an der Seite. Eine schwedische Kugel traf ihn am rechten Schenkel, während er die feindlichen Werke besichtigte; er sank vom Pferde. Zwei Tage feuerten die Schweden herüber; der Donner ihrer zweiundsiebenzig Geschütze wurde bis nach Donauwörth gehört; da wichen die Bayern und zogen sich nach Ingolstadt, während die Schweden auf einer Schiffbrücke den Lech übersetzten und das offene Rain in Besitz nahmen.

Von da rückte Gustav Adolph gegen Augsburg; die Protestanten in dieser Reichsstadt, welche

die bayerische Besatzung beim Anzug der Schweden verließ, nahmen ihn mit großer Freude auf, da er die Stadt zu schonen versprochen und ihr nur eine mäßige Summe Geldes zu steuern auferlegt hatte. Der Rath der Stadt schwor Treue und Gehorsam, die Einwohner nannten ihn den Befreier der Deutschen und brachten ihm werthvolle Geschenke. Sein Bildniß sah man überall, die Frauen trugen es in Medaillen auf der Brust. Man kleidete sich sogar schwedisch, als wenn man auch die deutsche Sitte abthun wolle, wie man ja die deutsche Treue dem schwedischen Eroberer schon geopfert hatte. Der König ernannte den Grafen Oxenstierna, den Sohn seines Kanzlers, zum Statthalter und Commandanten der schwedischen Besatzung; dann ging er auf Ingolstadt los.

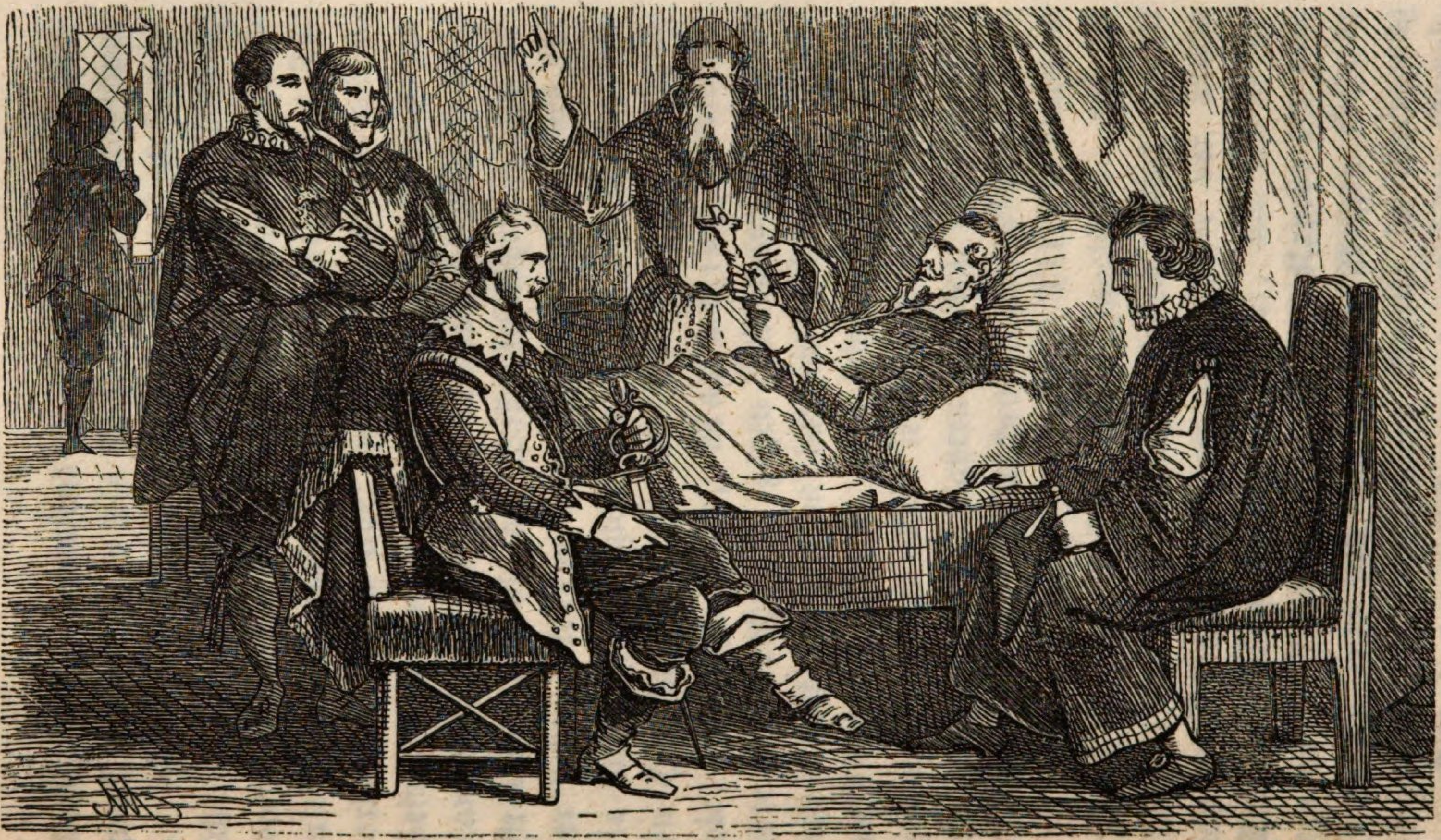
Auf dem Wege dahin ward Friedberg, damals eine blühende Stadt, um sechstausend Gulden gebrandschatzt und überdieß geplündert. Eine schwedische Besatzung blieb drei Monate in der Stadt. Da streiften Kroaten aus dem Lager des kaiserlichen Obersten Kratz herüber, der in der Nähe stand, überfielen nächtlicher Weile die Stadt, hieben die kleine Besatzung bis auf vier Mann nieder, die nach Augsburg flohen, und entfernten sich wieder. In Augsburg schwor man den Friedberger Bürgern Rache. Einige schwedische Regimenter nebst ein paar hundert Augsburger Bürgern zogen hinüber. Viele Friedberger flohen, die andern vertheidigten sich, auf Hilfe vom Obersten Kratz rechnend, die

aber ausblieb. Die Schweden sprengten die Thore und eroberten die Stadt. Die Weiber und Kinder wurden verjagt, die Bürger aber und zwei Geistliche selbst in der Kirche erbarmungslos niedergemacht. Jetzt plünderten die Eroberer, zündeten die Häuser an und zerstörten das Wasserwerk. Mit der Beute hielten sie in Augsburg öffentlich Markt. Die Augsburger aber, die gern bei jeder Gelegenheit die Friedberger plagten, sahen von den Hausdächern lachend zu, wie die Häuser und die Kirche drüben und das Zollhaus an der Lechbrücke in Flammen aufgingen. Ueber die Brandstätten von Friedberg zogen die Schweden auch nach Aichach hinüber und hausten dort ebenso grausam. Auch in Lechhausen, wo der König sein Hauptquartier gehabt, rissen sie die wenigen Häuser nieder, die noch stehen geblieben waren, und zogen über ihre Trümmer auf Plünderung in die umliegenden Ortschaften.

Maximilian hielt Ingolstadt besetzt, in dem Tilly am Sterben lag. Der alte Kriegsheld leitete aber noch die Vertheidigung, ließ sich Rapport erstatten, gab Rath und Befehle und sprach Allen Muth zu. Einmal wagte sich der Schwedenkönig zu nahe an die Verschanzungen des Brückenkopfs jenseits der Donau; eine Stückkugel tödtete sein Pferd, aber er stand ruhig unter demselben auf und sagte kaltblütig: „Der Apfel ist vermuthlich noch nicht reif.“ Der Widerstand der Festung war so kräftig, daß die Schweden einen bedeutenden Verlust an Offizieren und Mannschaft erlitten, endlich

die Belagerung von Ingolstadt aufhoben und gegen Landshut zogen.

Noch während der Belagerung hauchte Tilly seine Heldenseele aus. Das Crucifix in den Händen, auf das seine brechenden Augen mit inniger Andacht gerichtet waren, betete er: „Herr, auf dich habe ich vertraut, ich werde in Ewigkeit nicht zu Schanden werden!" Sein letztes Wort aber war: „Regensburg! Regensburg!" So starb einer der größten Feldherrn des siebenzehnten Jahrhunderts. Seine Tugenden hat er durch keine Leidenschaft verdunkelt; von Jugend auf an Enthaltsamkeit gewöhnt, blieb er ihr treu bis an's Ende seines Lebens. Im hohen Alter konnte er mit Wahrheit von sich sagen, was er vor der Schlacht bei Breitenfeld zu Vertrauten äußerte, daß er nie einer sinnlichen Lust gefröhnt, nie betrunken gewesen und nie eine Schlacht verloren habe. Während Wallenstein in seiner viel kürzern Feldherrn-Laufbahn ein ungeheures Vermögen sich erwarb, starb Tilly arm. Denn die sechzigtausend Thaler, welche er in seinem Testament den vier Regimentern vermachte, die in der einzigen unglücklichen Schlacht bis zum Ende treu bei ihm ausgehalten, hatte er von der Liga zum Geschenk erhalten. Ein Fürstenthum, das ihm der Kaiser anbot, schlug er aus, und als ihn Ferdinand zum Fürsten erheben wollte, gab er dem kaiserlichen Sekretär fünfhundert Thaler, damit er die Ausfertigung des Diploms hintertreibe. Ein kostbares, mit Diamanten reich besetztes Kleinod im



IX. Bdchn. Zu S. 186.

Werthe von neuntausend Gulden, ebenfalls ein Geschenk, schickte er in die hl. Kapelle nach Altötting.

Streng in seinen Befehlen, war er doch freundlich gegen Jedermann. Selbst in den Ländern, deren Fürsten er bekriegte, rühmte man seine Enthaltsamkeit, Genügsamkeit und sein freundliches Zuvorkommen gegen Alle, die mit ihm zu thun hatten. Seine Soldaten hausten zwar auch schlimm an manchen Orten, aber doch verübten sie nicht so viele Grausamkeiten als die Wallensteinischen. Trotz seiner hohen Stellung und seines warmen Eifers für die katholische Religion ließ er sich nie zu ungerechten Handlungen gegen die Protestanten hinreißen; wie sein hoher Herr, Maximilian, liebte und übte er Gerechtigkeit gegen Jedermann. Vielleicht kein Staat in Europa hat einen Feldherrn aufzuweisen, der Tilly in allen seinen Tugenden gleichgekommen wäre. Mit weisem Verständniß dessen, was dieser Held für Bayern gewesen, hat ihm daher König Ludwig in München ein Standbild errichtet.

Ueber zwanzig Jahre blieb Tilly's Leichnam in der Gruft der Jesuiten zu Ingolstadt; erst im Jahre 1653 ward er nach Altötting geführt, wo der tapfere Feldmarschall noch zwei Jahre vor seinem Tode vier Tage betend zugebracht, und wo er begraben zu sein wünschte. In der Kapelle der heil. Jungfrau ruht sein Herz; seine übrigen Gebeine liegen in der Gruft einer Kapelle im Kreuzgang der Stiftskirche, umgeben von denen seiner Gemahlin und einiger Verwandten. Im Deckel des Sar-

ges ist ein kleines Fenster, und man sieht die Ueberreste des großen Feldherrn, umhüllt vom dunklen, braunen Sterbekleid, das Antlitz mumienartig vertrocknet, Haare und Bart fast noch unversehrt.

Vierzehntes Kapitel.

Der Schwedenkrieg. Die Schweden in Bayern.

Von Ingolstadt aus hatte Gustav Adolph den General Horn gegen Regensburg gesendet; aber Maximilian kam diesem zuvor, warf sich in die Stadt, deren Bewohner, meistens protestantisch, große Vorliebe für die Schweden hatten, besetzte alle Posten mit seinen eigenen Truppen und veranlaßte dadurch die Schweden umzukehren. Der Besitz von Regensburg war für ihn sehr wichtig, weil er von da aus Niederbayern und Oesterreich decken und sich leichter mit Wallenstein vereinigen konnte, der eben aus Böhmen heranziehen sollte. Denn diesen hatte der Kaiser dringend gebeten, wieder den Oberbefehl zu übernehmen. Lange ließ sich der stolze Mann bitten, denn dieß schmeichelte seinem Hochmuth. Dann aber fing er zu werben an, und bald sammelten sich die Schaaren wieder, die früher unter ihm gefochten, neue kamen hinzu, Katholiken und Protestanten, Deutsche und Fremde.

Während Maximilian in Regensburg seiner harrte, zog Gustav Adolph gegen das Innere Bayerns. Alles Volk floh in die Wälder, denn es

hatte Schreckliches von den Grausamkeiten gehört, welche die Schweden überall verübten. Sie raubten die menschenleeren Dörfer aus und verbrannten sie. Aus München wurden schnell alle Schätze des Churfürsten nach Werfen und Salzburg geflüchtet. Viele vom Adel retteten sich mit ihren Frauen nach Tyrol und Italien. Die Churfürstin Elisabeth verließ, von ihrem Schwager Albrecht begleitet, weinend die Hauptstadt und floh nach Salzburg. Auf der Flucht nahm sie das Gnadenbild aus Altötting mit. Gastfreundlich empfing sie der edle Erzbischof, Graf von Lodron, in Salzburg.

Die Schweden zogen unterdessen den Isarufern zu gegen Landshut. Hier standen einige Haufen bayerischer Reiter. Als sie aber das ganze schwedische Heer anrücken sahen, hielten sie sich nicht länger. Horn legte seine Regimenter theils in die Stadt, theils lagerten sie sich auf den Aengern am Flusse. Zwei Tage später kam der König. Klerus, Adel und Rath gingen ihm vor der Judenpforte entgegen. Fußfällig, den greisen Bürgermeister Spielsberger an der Spitze, flehten sie seine Gnade an. „Steht auf und betet Gott an! das ist besser!" sprach der König finster. Neben seinem Roß hergehend setzte der Bürgermeister das Flehen für die Stadt fort. Der König zählte ihm auf, wie übel die Kaiserlichen den Schweden anderwärts mitgespielt. „Das ist ja nicht unsere Schuld," entgegnete der Greis. Zitternd folgte er mit den Uebrigen dem König, der finster blickend in die Stadt

ritt und im herzoglichen Schlosse abstieg. Er schien nicht übel Lust zu haben, an Landshut die Zerstörung Magdeburgs zu rächen, die gerade vor einem Jahre erfolgt war. Doch dauerte ihn die schöne Stadt. Sie mußte hunderttausend Thaler erlegen, die Hälfte sogleich bezahlen und für das Uebrige Geiseln stellen. Der König blieb nicht einmal einen ganzen Tag in Landshut. Nachdem er einen Schluck guten Landshuter Bieres gethan, das ihm wohl schmeckte, ritt er wieder von dannen, gen Moosburg, wo er sein Hauptquartier hatte.

Den Hügeln und Isarufern entlang zog das Schwedenheer durch grüne Auen nach Freising. Da wurden des Bischofs Keller und Vorrathskammern ausgeleert und der Stadt dreißigtausend Gulden zu zahlen auferlegt. Hieher kamen die Abgeordneten von München und flehten knieend für die Stadt um Gnade. Der König gewährte sie. München hatte keine vollständige Befestigung und kein Kriegsvolk als seine bewaffneten Bürger.

Am 17. Mai zogen durch das Isarthor, das Thal entlang, und durch das Schwabingerthor die Schweden in München ein, das erste feindliche Heer seit Erbauung der Stadt. Mit Schaudern sahen die Bürger den endlosen Zug der wilden Krieger, die in mancherlei Waffen und Tracht daher kamen, gewohnt, das Heerlager als ihre Heimath, die Welt als ihre Beute anzusehen, nur unter ihren Fahnen gehorsam bis zum Tode, sonst aber ohne Scheu vor göttlichem und menschlichem

Gesetz. Die frühere Zucht war aus dem schwedischen Heer entwichen, je mehr deutsche Freibeuter und Abenteurer sich ihm anschlossen. Abends kam auch der König und stieg in der neuen Residenz ab, mit ihm der abgesetzte Churfürst von der Pfalz, Friedrich, der so das traurige Vergnügen genoß, einige Zeit lang in den Zimmern des Fürsten zu wohnen, der ihm die Krone Böhmens entrissen hatte.

Den Schwedenkönig überraschte in der rauhen, sandigen Ebene die Schönheit der Stadt, die er mit einem goldenen Sattel auf einem magern Gaul verglich. Auch der kurfürstliche Palast gefiel ihm gar sehr. „Wer hat ihn erbaut?" fragte er den Kastellan.

„Der Churfürst Maximilian selbst," antwortete dieser.

„Ich möchte den Baumeister haben, ich würde ihn nach Stockholm senden."

„Davor wird sich der Baumeister wohl hüten," versetzte der Kastellan.

Die meisten Truppen bezogen ein Lager außerhalb der Stadt, nur wenige blieben in derselben, um den öffentlichen Gebäuden und Klöstern als Schutzwachen zu dienen. Alle Gewaltthaten wurden streng untersagt, die Soldaten, welche stahlen, gehenkt. Statt der Plünderung wurde aber München mit einer Brandschatzung von dreimalhunderttausend Reichsthalern belegt. Reich und Arm trugen das baare Geld zusammen; Hausväter brachten ihre Kostbarkeiten, Weiber ihr Geschmeide, die Priester

goldene und silberne Leuchter und an zweihundert Kelche. Dennoch konnte man nur die Hälfte der verlangten Summe aufbringen, obwohl der König hunderttausend Goldgulden vom Ganzen nachgelassen hatte.

Am 18. Mai, am Tage der Himmelfahrt Christi, wohnte der König dem Gottesdienst in der Frauenkirche bei, wo die Himmelfahrt selbst seit alter Zeit dargestellt ward. So lange er in München blieb, besuchte er stets mit seinem Gefolge die Kirchen und den katholischen Gottesdienst, benahm sich aber dabei ganz anständig. Die Kapuziner erhielten ein Geschenk von ihm; ein Pater von der Deputation, die dafür zu danken kam, ermahnte ihn, zum Glauben seiner Väter zurückzukehren. Beim Besuch des Collegiums der Jesuiten empfing ihn ihr Rector mit einer lateinischen Rede, und der König ließ sich mit ihm in ein Gespräch über die Messe ein. Beim Austritt aus der Kirche warf er Geld unter die Leute, und nicht bloß Silbergeld, sondern auch Dukaten; freilich lauter Geld, das er den Münchenern selbst abgenommen.

Am Himmelfahrtstage besuchte der König auch das Zeughaus. Da standen Lafetten herum, und der König schloß daraus, daß auch die Geschütze nicht weit sein könnten. Er ließ Nachforschungen anstellen. Aus den Reihen des Volkes, das das Zeughaus umgab, trat ein großer Mann in Bauerntracht hervor, schritt in das Zeughaus und deutete stumm auf eine Stelle im Boden innerhalb des

Thores. Man riß die Bretter auf und zog nacheinander hundertundvierzig Stück schweren Geschützes heraus. „Stehet auf von den Todten!“ rief der König, als man sie heraushob. Es waren fünfzig Stück darunter, die fünfundsiebenzigpfündige Kugeln schossen. Zwölf andere, die Apostel genannt, waren noch schwerer, so daß man sie kaum von der Stelle bringen konnte. Ein anderes Stück, das Schwein geheißen, barg in seinem Innern dreißigtausend Stück Dukaten. Acht Millionen Gulden waren die Geschütze und Gewehre im Zeughause und die neuen, für drei Regimenter angefertigten Soldatenröcke werth, welche die Schweden in der Residenz fanden.

Als die Nachricht von dem Fund im Zeughause sich verbreitete, und daß ein Bauer den Versteck der Geschütze verrathen habe, wandte sich der Zorn des Volkes gegen den schändlichen Verräther, und ein Schäffler schwor nicht eher zu ruhen, bis er ihn gezüchtigt haben würde. Er war auch vor dem Zeughause gestanden, als der Bauer hinein trat und glaubte diesen wieder erkennen zu können. Ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen, ohne einen Augenblick Ruhe sich zu gönnen, durchstreifte er drei Tage und vier Nächte, bloß mit seinem Schlägel in der Faust — denn Waffen durfte Niemand führen — die Stadt. Hunger und Durst peinigten ihn, er achtete ihrer nicht; mit der Ermüdung wuchs sein Zorn gegen den Verräther. Endlich sank er am Morgen des vierten Tages erschöpft hinter der Residenz zusammen; ein heftiges Fieber

packte den riesigen Mann, und nach wenigen Stunden verschied er unter dem Zuspruch des P. Franziskus, in dessen Kloster man ihn gebracht hatte. Eine dunkle Ahnung sagte dem Pater, daß der, welchen der Schäffler gesucht, sein Bruder gewesen war. Traurig kehrte er in seine Zelle zurück, auf Mittel zu sinnen, um Jockel von seiner furchtbaren Verirrung zurückzuführen. Rastlos eilte auch er durch die Stadt; aber Jockel hatte den Bauernkittel ausgezogen und eine von den Monturen bekommen, die in der Residenz waren erbeutet worden.

Nach einem Aufenthalt von zehn Tagen zog der König nach Augsburg und gab den Edlen und Bürgern der Reichsstadt einen glänzenden Ball; am 6. Juni kam er nach München zurück und forderte vierundvierzig Geiseln für die Bezahlung der Summe, welche an der Brandschatzung noch übrig war. Es waren dieß zwei Weltgeistliche, zwei Cistercienser von Fürstenfeld, sechs Jesuiten, vier Augustiner, vier Franziskaner, unter ihnen unser P. Franciskus, vier Kapuziner und zweiundzwanzig Bürger, darunter sechs Rathsherren. Sie wurden am 7. Juni aus München nach Augsburg geführt, von zwei Kompagnieen schwedischer Dragoner begleitet, während die Schweden ihr Lager abbrachen, um gegen Nürnberg zu ziehen.

Weinend sahen die Geiseln auf dem Wege nach Augsburg den Gräuel der Verwüstung, den die Schweden im Land herum angerichtet. Rings umher stiegen Rauchsäulen von Dörfern und Schlößern

auf; Schaaren von Kindern und Armen liefen bettelnd den Reisenden zu, die selbst Hunger und Kummer litten, da nirgends auch nur die geringste Eßwaare zu bekommen war. Vor Augsburg mußten sie sechs Stunden warten, bis sie Quartier bekamen. Die Augsburger spazierten heraus, besahen sich die Geiseln, hießen sie Schelmen und Diebe und verkündeten ihnen höhnend, der Galgen sei für sie schon aufgerichtet. In der Stadt stießen die Bürger mit den Degen in die Kutschen, während ein katholischer mit thränenden Augen rief: „Ach wollte Gott, daß ich gleich mit diesen Herren sterben dürfte!"

Nach einigen Tagen wurden alle Geiseln von München, Landshut, Freising und Weilheim in die „Pfalz" gebracht, wo sie in den besten Zimmern zwei Altäre errichteten und die hl. Messe lasen. Da aber der Rest der Brandschatzung von München noch immer nicht ankam, fing man an, die Geiseln als Gefangene zu behandeln und sperrte sie in das Tanzhaus, in dem früher fremde Thiere und Gaukler ihr Wesen getrieben, und das so unreinlich war, daß die schwedischen Soldaten nicht mehr darin hatten bleiben mögen. Zwei Tage lang litten sie bittere Noth, Hunger und Durst. Ihre Wächter, Schweden und Augsburger Stadtsoldaten, wetteiferten, mit Hohn und Spott und boshaften Streichen die Armen zu quälen. Mit dem Beispiel der heldenmüthigsten Ruhe und Ergebung leuchtete Allen Pater Franziskus voran. Aus seinem bleichen Ge-

sicht strahlte ein himmlischer Friede; den Beleidigungen und Schmähungen der Wächter setzte er Sanftmuth und manches inbrünstige Gebet für sie entgegen, und wenn seine Leidensgefährten, von Schmerz überwältigt, murren wollten, tröstete er sie mit den Worten: „Wir leiden ja für den heiligen Glauben und für unsern hohen Fürsten, seinen treuen Schirmer!“ Ein katholischer Bürger wußte die Wachen während der Ablösung zu täuschen und brachte den Duldern, die schon zwei Tage so viel wie Nichts mehr zu essen bekommen hatten, einige Laibe Brod; freudig empfingen die Gefangenen die spärliche Gabe und schickten sich an, sie mit Dank gegen Gott zu verzehren; da stürmten einige schwedische Soldaten herein, an ihrer Spitze ein baumlanger Mensch, in dem Franciskus mit tiefer Betrübniß seinen Bruder Jockel erkannte. Fluchend rissen die Wilden den zunächst Stehenden die Brodstücke aus der Hand und traten sie mit Füßen.

Spöttisch lachend und seinen wirren Bart streichend pflanzte sich Jockel vor seinem Bruder auf, dessen Brod er in der Hand hielt und spottete: „He, Bruderherz, wer von uns Zweien ist jetzt der arme Bruder? Hab' ich dir's nicht einmal prophezeit, du werdest bei mir noch um ein Stück Brod betteln müssen?“

„Gott segne dir's, Jockel, wenn dir das Stück Brod nöthiger ist!“ entgegnete Franciskus sanft.

Der Soldat warf das Stück Brod zu Boden und hob den Fuß, um darauf zu treten. Schnell

bückte sich der Pater und nahm es wieder zu sich. Jockel ging.

Das Elend der Gefangenen ward so groß, daß man sie wieder aus dem Tanzhause herausnahm und in die „Pfalz“ zurückführte. Hier machten sie das Gelübde, nach glücklicher Rückkehr nach München eine Wallfahrt nach Thalkirchen oder Ramersdorf verrichten und eine Gedenktafel dort stiften zu wollen. Diese Tafel wurde in der That in der Kirche zu Ramersdorf geopfert und befindet sich an der rechten Wand des Hochaltars.

Schwer waren die Leiden, welche die wackern Münchener in der Gefangenschaft zu Augsburg erduldeten. Auf Schritt und Tritt von dem Spotte und den Schimpfreden des Pöbels verfolgt, gewährten ihnen die schwedischen Wachen wenig Schutz; die geringste Erleichterung ihrer Drangsale mußten sie von den habsüchtigen Officieren mit schweren Opfern erkaufen. So oft von München die Nachricht herüber kam, daß man noch immer nicht im Stande sei, den Rest der Brandschatzung zu erlegen, ward ihnen mit Galgen und Rad, mit Gift und Kugeln gedroht, und sie wußten wohl, daß die Schweden nicht lange drohten, sondern meistens gleich Ernst machten. Schauderhafte Berichte kamen ihnen zu Ohren, wie der Feind in Bayern hause. Siebzehn Bürger und Bauern von Erding wurden ebenfalls als Geiseln nach Augsburg geschleppt und bei elender Nahrung in ein tiefes Loch gesteckt. Eilf davon starben bald Hungers. Schaa-

renweise kamen die Bauern aus weit entlegenen bayerischen Dörfern, welche die Schweden auf ihren Streifzügen plünderten und verbrannten, nach Augsburg, wurden aber von der Besatzung wieder verjagt. Bei Rain wurden hundert Männer, Weiber und Kinder auf einmal niedergehauen; in einem Häuslein lag ein alter kranker Mann, der mit der Hütte verbrennen mußte.

Nach dem Siege der Kaiserlichen bei Nördlingen wurden die Münchener Geiseln frei und kehrten über Augsburg in die Heimath zurück; fünf von ihnen waren den Leiden und Strapazen erlegen. Von Augsburg waren alle über Donauwörth nach Nördlingen geschleppt worden; man hatte sie in Bande gelegt, in Gefängnissen, in den elendesten Winkeln übereinander gepfercht und mehrere Male fast verhungern lassen.

Gustav Adolph wandte sich von Bayern und Schwaben weg wieder gegen Franken. Denn Maximilian hatte sich mit Wallenstein vereinigt, der nach langem Zögern endlich aus Böhmen gerückt war. In verschanzten Lagern bei Nürnberg standen die feindlichen Mächte einander acht Wochen gegenüber. Wallenstein, dem der Churfürst den Oberbefehl hatte überlassen müssen, hatte siebenzigtausend Mann, der Schweden waren nur fünfzehntausend. Er zögerte mit einem Angriff auf sie, und sie gewannen Zeit sich zu verstärken. In Nürnberg entstand indessen furchtbare Noth, so daß täglich an hundert Menschen Hungers starben; denn

auf viele Stunden im Umkreis hatten die mächtigen Armeen, die sich so lange gegenüber standen, Alles aufgezehrt. Da faßte Gustav Adolph den Entschluß, um jeden Preis einen Sturm auf der Kaiserlichen fürchterliches Lager zu wagen. Aber dieses spie ein so mörderisches Feuer, daß der König mit einem Verluste von viertausend Mann seinen Versuch aufgab, und da Hunger und Krankheiten und der Verlust in kleinen Gefechten sammt dem mißlungenen Sturm ihm zwanzigtausend Soldaten gekostet hatten, das übrige Heer aber immer heftiger über die Noth murrte, die es erdulden mußte, so zog er endlich ab nach Bayern. Nach einigen Tagen verließ auch Wallenstein sein Lager; furchtbar verheerten seine zügellosen Söldner Sachsen, bis endlich die Schweden heran rückten, und die Schlacht bei Lützen am 6. November 1632 erfolgte.

Die Sonne brach aus den Nebeln hervor, als die Schlacht begann. Aus den Gräben der Leipziger Landstraße blitzte das Feuer der Kaiserlichen, dennoch drangen die Schweden vor und drängten jene zurück. Da erschien Wallenstein mit einer Brigade Infanterie und brachte die weichenden Reiter wieder zum Stehen. Indem Gustav Adolph vom rechten Flügel seines Heeres auf den schwer bedrängten linken eilte, kam er dem Feinde zu nahe und wurde von kaiserlichen Reitern umringt. Schnell löste er seine Pistolen, schon nahten die Seinigen, da zerschmetterte ihm eine Musketenkugel den Arm, ein Schuß nach dem andern fiel auf ihn, er sank

vom Pferde und blieb im Steigbügel hängen. Das Pferd schleppte ihn noch einige Schritte weiter, endlich sprengten die feindlichen Schwadronen über seinen verstümmelten Leichnam, und im Schlachtgetümmel verbreitete sich die Kunde von seinem Tode. Wuthentbrannt drangen die Schweden, die jetzt der Herzog Bernhard von Weimar kommandirte, auf allen Punkten unwiderstehlich gegen die Kaiserlichen vor und eroberten die Gräben nebst den hinter ihnen aufgestellten Batterien. Einige Pulverwägen flogen in die Luft, die Kaiserlichen geriethen in Verwirrung und wandten sich zur Flucht.

Da erschien Pappenheim, der Tags vorher abgezogen war, um den Kölnern gegen die Holländer Hilfe zu bringen, und den Wallenstein hatte zurückrufen lassen. Die Schlacht begann von Neuem; die Schweden wurden zurückgedrängt. Pappenheim suchte den König, um ihn zu erlegen; aber er fiel von zwei Kugeln durchbohrt. Seine Schwadronen, durch den Verlust ihres tapfern Führers entmuthigt, flohen. Die Nacht beendigte die unentschiedene Schlacht. Am andern Tage fand man den Leichnam des Königs unter einem Haufen von Todten in der Nähe eines großen Steines, den man seitdem den Schwedenstein hieß.

Während die Schweden in Franken und Sachsen sich mit den Kaiserlichen maßen, hielt der Pfalzgraf Christian von Birkenfeld, selbst ein Wittelsbacher, mit schwedischen Truppen Bayern und Schwaben besetzt und verwüstete die Heimat seiner Ahnen

mit unbarmherziger Wildheit. In einem weiten Kreis um München her, von Augsburg und Landsberg bis Landshut legte er Dörfer und Märkte in Asche. Da geschahen jene Grausamkeiten, deren Gedächtniß noch in der Ueberlieferung lebt. Da wurden den Leuten, um ihnen das Geständniß vergrabener Schätze abzufordern, Unflath in den Hals gegossen (das hieß man den Schwedentrank), Daumschrauben angelegt, bis das Blut unter den Nägeln hervorspritzte, und der Hals gedrosselt, bis die Augen aus ihren Höhlen traten. In der Verzweiflung vergalt das Landvolk Gleiches mit Gleichem.

Mit tiefem Schmerz erfuhr Maximilian in Braunau diese furchtbaren Leiden seines Volkes, ohne es schützen zu können. Wallenstein versprach Hilfe, brachte sie aber nicht. Endlich kam der kaiserliche Feldherr Altringer und befreite den größten Theil Bayerns vom Feinde. Den Winter über wurden Unterhandlungen wegen des Friedens gepflogen, die nicht zum Ziele führten.

Im Frühling 1633 eröffnete Maximilian den Feldzug, um sein Land ganz von den Schweden zu säubern. Sein Feldherr Johann von Werth, den seine Tapferkeit vom gemeinen Reiter zum Obersten emporgehoben hatte, verjagte glücklich die Feinde. Aber während er zu gleichem Zweck in die Oberpfalz, Altringer an den Bodensee ging, brachen der Herzog Bernhard und die Schweden Torstensohn und Horn wieder in Bayern ein: Horn in die Oberpfalz, die Werth eben verlassen hatte, um

nach Altbayern zu ziehen; Torstensohn den Lech aufwärts gegen Landsberg.

In dieser Stadt lagen nur vierhundert Bayern. Als der schwedische Trompeter sie zur Uebergabe aufforderte, schworen sie sammt den Bürgern, bis auf den letzten Mann zu fechten. Und alle stritten und standen heldenmüthig im Kugelregen, der ihre Häuser zerstörte. Allein endlich ging ihnen das Pulver aus; sie erboten sich zur Uebergabe gegen ehrenhafte Bedingungen. Torstensohn aber, erbittert durch den Widerstand der kleinen Stadt, die seinem Heere vielen Schaden gemacht, befahl Ergebung auf Gnade und Ungnade. Da ergriffen die Landsberger von Neuem die Waffen, entschlossen, unter den Trümmern ihrer Stadt zu sterben. Plötzlich aber brachen die Schweden in die Stadt durch eine Pforte ein, die nicht genug verwahrt war. Besatzung und Bürger eilten ihnen entgegen; von Gasse zu Gasse wurde bis zum Morgen gekämpft. Jedes Haus, jede Kirche ward zum Kampfplatz. Töchter und Mütter starben an der Seite ihrer Väter, Söhne und Gatten, bis die ganze Stadt vom feindlichen Kriegsvolk angefüllt war. Jetzt überließen sich die wilden Sieger einer zügellosen Wuth. Alles wurde hingeschlachtet, die Häuser geplündert, die Altäre mit Blut bespritzt. Vier Tage lang währten Raub und Mord.

In der Oberpfalz wehrte sich das Städtchen Neumarkt mannhaft gegen die Schweden unter Horn. Endlich ergab es sich. Die Besatzung er-

hielt freien Abzug, wurde aber dennoch meistens niedergehauen, in der Stadt selbst geplündert. Sengend und mordend ergossen sich darauf die Schweden über das Land. Nur Amberg, das eine starke Besatzung hatte, blieb verschont. Umsonst bat Maximilian den Wallenstein um Hilfe. Dieser rührte sich nicht. Er wollte das Wort wahr machen, das er in seinem niedrigen Hasse gegen den edlen Fürsten einst ausgesprochen: „Ich denke, der Bayerfürst soll noch klein werden, wie der schlechteste Edelmann.“

Nun fiel auch Bernhard von Weimar in Bayern ein, der bisher Schwaben übel zugerichtet. Er berannte Regensburg, dessen kleine Besatzung nicht lange Widerstand leisten konnte und sich nach zehn Tagen (am 14. Dezember 1633) ergab. Stifte und Klöster mußten hunderttausend Thaler Brandschatzung erlegen, ehrwürdige Priester, deren einziges Verbrechen ihr treuer Glaube war, und die Klosterfrauen in St. Klara harte Mißhandlungen erdulden. Die Bibliothek im Kloster St. Emmeram wurde entführt, die Kirchen beraubt und die Todtengruft geplündert.

Links und rechts an beiden Donauufern zogen die Schweden auf Beute aus. Bei Vilshofen warf sich ihnen Johann von Werth mit kaum viertausend Bayern muthvoll entgegen. Kelheim und Straubing wurden wieder frei von den Schweden. In dieser Gegend und in der Oberpfalz kämpften die

bayerischen Heerführer mit abwechselndem Glück gegen den Feind.

Von den furchtbaren Drangsalen, welche die Schweden und die wilden Schaaren des kaiserlichen Heeres überall verbreiteten, zur Verzweiflung gebracht, erhoben sich im Winter 1633 auf 34 die Bauern im Lande zwischen Inn und Isar und verabredeten sich, keinen Soldaten, sei's Freund oder Feind, durchzulassen. Schmerzlich berührte dieß den Churfürsten; er ermahnte sie mild und väterlich zu besserer Besinnung. Aber Niemand hatte den Muth, ihnen das Schreiben ihres Fürsten zu überbringen. Endlich machte sich der Kapuziner Romanus von Wasserburg auf und wanderte hinaus in die unruhigen Bezirke. Im Winterfrost und Schneegestöber fand er am Dreikönigstag das bewaffnete Landvolk in den Wäldern, mit Morgensternen, Sensen und Gabeln bewaffnet. Treuherzig sprach er die Tausende an, die ihn umringten, wünschte Glück zum neuen Jahre, las den Befehl des Fürsten vor und ermahnte zum Gehorsam. Schweigend hörte das Volk seine salbungsvollen Worte, und als auch noch der Rath Sedelmaier aus Braunau zu den Verirrten kam und ihnen im Namen des Churfürsten freundlich zuredete, gingen sie gerührt und gehorsam in ihre Dörfer zurück.

Am 25. Februar 1634 ward Wallenstein auf seinem Schlosse zu Eger ermordet, ohne Wissen und Willen des Kaisers. Jetzt übernahm des Kaisers Sohn, König Ferdinand, den Oberbefehl und

machte sich vor Allem auf, Regensburg wieder zu erobern. Um ihn von da wegzulocken, fielen Bernhard von Weimar und Horn wieder in Bayern ein und rückten über Aichach, Freising und Moosburg vor Landshut. Die Besatzung des Schlosses und die Bürgerschaft verweigerten die Uebergabe und wankten nicht, als das Geschütz der Schweden die Mauern der Stadt und der Burg erschütterte. Von Regensburg her kam der kaiserliche General Altringer mit zwölftausend Mann. Aber die Schweden griffen die Stadt an; sprengendes Pulver eröffnete ihnen den Eingang. Die Besatzung der Burg konnte sich nicht mehr halten und rettete sich in die Stadt herab. Furchtbar wüthete das Schwert der Schweden; was dieses nicht fraß, verschlang die Isar. Altringer starb den Heldentod. Zwölf Tage voll Gräuel und Elend kamen über die unglückliche Stadt.

Indessen belagerten die Kaiserlichen Regensburg. Tag und Nacht brüllte das Geschütz, hundert Stück; fünfzehntausend schwere Schüsse, zweitausend Granaten und Feuerkugeln fielen in die Stadt. Der schwedische Befehlshaber schlug sieben Stürme ab und behauptete sich, bis all sein Kriegsvorrath erschöpft, und Pferdefleisch ein Leckerbissen war. Dann zog er ab. Jetzt rückten die Schweden aus Bayern nach Schwaben und Franken. Im Rieß hielten sie Stand und wurden vom König Ferdinand und dem Feldherrn der Bayern, Herzog Karl von Lothringen, dem Schwager des Churfürsten, eingeholt. Da ent-

spann sich am 7. September 1634 die Schlacht bei Nördlingen.

Mitten in der Nacht begannen die Schweden den Angriff, beim Anbruch des Tages wiederholten sie ihn mit verstärkter Macht. Die kaiserliche Reiterei jagte die ersten Haufen auseinander; dann wurden die Feinde in einem fünfstündigen heftigen Kampfe aus einer Stellung nach der andern verdrängt. Den Preis der Tapferkeit gewannen die Bayern, welche wie Mauern gegen die schwedischen Angriffe standen. Das kaiserliche Heer verlor in dieser ruhmvollen Schlacht etwas über zwölfhundert Mann, während der Verlust der Schweden über zwölftausend Mann an Todten, viertausend an Gefangenen betrug. Ihr Feldmarschall Horn fiel den Bayern als Gefangener in die Hände. Der Glaube an die Unüberwindlichkeit der Schweden war dahin, Bayern und das ganze deutsche Oberland von seinen Quälern befreit.

Nur in Augsburg hielt sich noch eine schwedische Besatzung sieben Monate lang gegen den bayerischen Obersten Wahl, bis Hungersnoth und Krankheit auf's Aeußerste stieg. Als alle gewöhnliche Nahrung verzehrt war, aß man das Fleisch von Pferden, Hunden und Katzen. Die Armen kochten Leder und aßen Ratten und Mäuse. Selbst Aas, menschliche Leichname mußten zur Speise dienen; ja es aß ein Handwerker seine zwei Kinder, eine Mutter verzehrte ihr todtes Kind. Wie Gerippe schlichen die Lebenden durch die Straßen und beneideten die Todten. Die unbegrabenen Leichen verpesteten die Luft. Als

bei sechzigtausend Menschen umgekommen und die Soldaten todtmatt waren, übergab der Schwede die Stadt.

In den letzten Tagen der Belagerung sank ein Soldat auf der Kappenbastei um, vom Hunger erschöpft. Die Geistlichen, welche als Geiseln aus München sich in der Stadt befanden (man hatte sie noch vor der Nördlinger Schlacht wieder zurückgeführt), halfen den Kranken und Elenden, wo sie konnten. Tag und Nacht gingen sie in der Stadt herum, Sterbende aufzusuchen und zu trösten. So kam Pater Franciskus des Weges, als von der Kappenbastei her ein Schuß ertönte. Ein Soldat war im Umsinken auf sein Gewehr gefallen, und dieses losgegangen. Stöhnend wand sich der tödtlich Verwundete in seinem Blute; Franciskus beugte sich liebevoll zu ihm nieder, verband die Wunde in der Brust so gut er konnte und brachte ihm frisches Wasser im Helm. Der Soldat schlug die Augen auf, und mit der letzten Kraft, die er noch aufbieten konnte, stieß er den Priester von sich.

„Weg, Pfaffe,“ stöhnte er, „ich will Nichts von dir!“

„Lieber Bruder,“ entgegnete Franciskus sanft, „ich bin da dir zu helfen, nicht um dein Leiden zu vergrößern. Es könnte dein letztes Stündlein gekommen sein; scheide nicht, ich bitte dich um Christi willen, im Zorn gegen mich aus der Welt!“

„Ja, ja, zum Sterben wird's wohl kommen! es brennt in mir wie höllisches Feuer . . .“

„Versöhne dich mit Gott,“ mahnte der Bruder,

„bitt' Ihn um Verzeihung, daß du in trauriger Verblendung mit den Feinden deines heiligen Glaubens und des Vaterlandes gemeinschaftliche Sache gemacht hast."

Jockel sank von Neuem in Ohnmacht; nach einer Stunde erst kam er wieder zu sich, während welcher der Franziskaner inbrünstig zu Gott gebetet, Er möge den Sinn des unglücklichen Mannes zum Bessern lenken. Gott erhörte sein Gebet; Jockel drückte des Paters Hand, die ihm ein Stücklein Brod, in Wasser erweicht, darreichte. Die kärgliche Nahrung stärkte ihn ein wenig; an des Bruders treue Brust gelehnt betete er ein Vater unser und Ave Maria mit und ließ sich willig die Hand führen, um das Kreuzzeichen zu machen.

„Ich hab' es schier verlernt, das Kreuzmachen," seufzte er mit trübem Lächeln, „es ist so lange, daß ich nimmer gebetet habe! Es geht mit mir zu Ende, Bruder, verlaß mich nicht! Vergilt mir nicht, was ich an dir und an den Aeltern gesündigt habe . . . Die Mutter . . . meinst du," fragte er nach einer Pause, „meinst du, daß ich die Mutter wieder sehe?"

„Gewiß, Jockel! die liebe Mutter ist bei Gott, sie ist selig im Herrn verschieden und hat sterbend für dich gebetet, du wirst sie wieder sehen, wenn du dich zum lieben Gott wendest, wie der Schächer, dem der Heiland am Kreuze verziehen hat."

„Ich hab' ihr so viel abzubitten, der Mutter! Höre Bruder, wenn ich gestorben bin, dann lies für

mich eine hl. Messe, damit der Herr meiner armen Seele gnädig ist."

„Jockel, willst du nicht beichten?"

„Beichten?" stöhnte der Soldat und preßte krampfhaft des Bruders Hand. „Beichten! das kann ich gar nimmer! Hab' ich doch dem Pater Claudius zum letzten Mal gebeichtet! Aber . . . ich will's versuchen."

Und Franciskus hörte weinend des Bruders Beicht; weinend, denn ihn dauerte der arme Mann, der so lange mit einer solchen Last von Sünden auf dem Herzen in der Welt herumgegangen, hundertmal vom Tode bedroht und in Gefahr gewesen war, mit einem befleckten Herzen vor Gottes Richterstuhl gerufen zu werden. Aber auch Jockel brach endlich in Thränen aus, je länger sein Bekenntniß sich ausdehnte, je größer und schreckhafter das Bild seines vergangenen Lebens sich ihm zeigte.

Das Blut der Wunde war gefroren von der Kälte; denn es war an einem Abend in den ersten Tagen des März. Franciskus meinte den Sterbenden in ein nahes Häuschen schleppen zu können, wo er die heilige Wegzehrung empfangen könnte. Aber Jockel sagte: „Laß mich unter freiem Himmel sterben! Es thut mir die kalte Luft wohl, und wenn der Herr Jesus zu mir kommt, und ich kann den lieben Himmel dabei schauen, dann wird's mir sein, als wäre er offen und die liebe alte Mutter sähe zu mir herab!"

Pater Franz eilte in die Domkirche, die heil.

Wegzehrung zu holen. An ein Mauerstück gelehnt breitete Jockel die Arme aus, als der Priester mit dem Ciborium nahte; und nachdem er seinen Heiland empfangen hatte, sprach er inbrünstig, die Augen nach den Sternen gewendet, die Dankgebete nach, die ihm der Bruder vorbetete. Dann griff er in die Brusttasche seines Wammses und zog eine Muskentenkugel hervor. „Die ist von der Nördlinger Schlacht," sprach er leise und mühsam, denn schon sank die Lebenskraft immer tiefer und schien bald ganz aus dem großen kräftigen Körper schwinden zu wollen. „Im Kampf um eine schwedische Batterie stürmte eine Schaar der Katholischen mit furchtbarer Gewalt gegen uns; in den Reihen der Feinde sah ich meinen älteren Sohn, den Georg, der seine Muskete auf mich anlegte — wollte Gott, daß er mich nicht gekannt hat! Seine Kugel aber hat den Weg zu mir gefunden, doch ist sie am harten Leder-Koller geschwächt worden und zwischen den Rippen sitzen geblieben. Da ist sie, Franz, und wenn du den Georg einmal wieder findest, doch glaube ich, daß er in jener Schlacht gefallen ist — so zeige ihm die Kugel und sage ihm — daß — ich im Sterben — ihn gesegnet habe. Dem andern — den Peter . . . ."

Jockel konnte nicht mehr vollenden, er sank an der Mauer um und in die Arme des Bruders, der bald einen Todten umfing.

Fünfzehntes Kapitel.

Ende des Schwedenkriegs.

Sechs Jahre lang war jetzt Bayern von Feinden frei. Das ganze Land war wie eine Wüste. Fieber rafften mit schnellem Tod die Menschen hinweg; pestartige Krankheiten wütheten zwei Jahre hindurch und tödteten zu München in Einem Jahre fünfzehntausend Menschen. Maximilian entfernte sich mit seiner Gemahlin aus München; sie starb im Kloster Rannshofen. Im Fürstbisthum Eichstädt lebte kaum noch der zehnte Mann, und wer lebte, stillte seinen Hunger mit dem Fleisch von Hunden, Katzen, Gewürmen und den Leibern der schon Verhungerten. Die reichen Fluren Bayerns lagen größtentheils unbebaut, voll Disteln und Dornen, Wald setzte sich über den Aeckern an, weil sie kein Pflug mehr aufbrach. Wo die Menschen seltener geworden, mehrten sich die Wölfe und andere reißende Thiere. Sie kamen furchtlos an die Brandstätten der Dörfer und wühlten in der Erde nach den Leichnamen. Zigeuner und Gauner aller Art schwärmten bandenweise im Land umher. Zahllose Klöster lagen öde, nachdem manche den Werth von Millionen verloren hatten.

Ueber dieses namenlose Elend seines Volkes verging der edle Churfürst fast vor Schmerz. Aber er verzagte nicht. Der Gott, der ihm bisher so viel tragen geholfen, war sein Trost. Vor Ihm lag er

täglich auf den Knieen; in Altötting und an den meisten andern Wallfahrtsorten, die er zu Fuß im Büßerkleide besuchte, flehte er die Fürbitte der heil. Jungfrau an und ließ in allen Kirchen fortwährend Gebete um den Frieden verrichten. Mitleidig sorgte er für die Kinder, die der Krieg zu Waisen gemacht hatte. Er untersagte Tanz und Lustbarkeiten, als unwürdig des Ernstes der Zeit, strenger noch das abscheuliche Fluchen und Gotteslästern. Die Obrigkeiten machte er für Zucht und Ehrbarkeit aller Hausväter, diese für den tadellosen Wandel ihrer Kinder und Dienstboten verantwortlich. Wie über die Sitten wachte er mit treuer Sorgfalt über die Reinheit des Glaubens, in dem die Ahnen entschlafen waren, und der auch seines Volkes Stütze und Hort in der trübseligen Zeit sein sollte.

Während Maximilian so segensreich im Lande waltete, kämpfte sein Heer draußen wacker mit, wenn auch mit manchem Unglück. Aber bald ward auch des Landes Ruhe wieder gestört. Der Schweden Feldherr Banner drang im Jahre 1641 verbündet mit den Franzosen in die Oberpfalz, trieb die bayerischen Truppen zurück, und fünfhundert kühne Reiter setzten über die gefrorne Donau und brachten Furcht über ganz Bayern. In Eilzügen kam ein bayerisches Heer unter General Mercy herbei und vereinigte sich mit den Kaiserlichen unter Piccolomini. Mit einem raschen Ueberfall jagten sie die Schweden bis in die böhmischen Wälder und nach Sachsen hinein und hätten beinahe das ganze Fein-

desheer vernichtet, wenn nicht ein schwedischer Oberst in Cham drei Tage lang die vereinte Macht der Kaiserlichen und Bayern aufgehalten hätte.

Wieder hatte Bayern eine Zeitlang Ruhe vor den Schweden; seine Truppen, in dreißig Schaaren getheilt, jede zu tausend Mann, kämpften unter tapfern Führern in Schwaben und am Rhein, schlugen die Franzosen am 24. November 1643 bei Duttlingen, wurden bei Freiburg vom größten französischen Feldherrn, Turenne, am 24. und 26. Juli 1644 nur schwer besiegt, schlugen ihn hinwiederum am 25. April 1645 bei Mergentheim, aber bei Allersheim verlor der tapfere Bayernheld Mercy am 3. August 1645 Sieg und Leben. Dieser Schlag war der Vorbote von viel härteren, die rasch wieder über unser Vaterland hereinbrachen.

Die Schweden unter Wrangel und die Franzosen unter Turenne vereinigten sich zu einem entscheidenden Angriff. In drei Heersäulen zogen sie im Herbst 1646 gegen die Donau, nahmen Donauwörth und belagerten Rain, das die Schweden mehrere Wochen lang, zum großen Glück für Bayern, aufhielt und sich erst in der alleräußersten Noth ergab. Doch erzwang sich die kleine Besatzung ehrenvollen Abzug. Die Feinde ließen Ingolstadt unberührt und vertheilten ihre Haufen dann zu Streifzügen durch ganz Bayern. Die Schrobenhauser schlugen eine solche Bande herzhaft zurück; die Pfaffenhofer aber mußten unterliegen. München blieb unberührt; es war in den Jahren der Ruhe gut

befestigt worden, die tapfern Bürger, Bauern vom Lande und sechshundert Soldaten waren zur kräftigsten Vertheidigung entschlossen.

Gegen Freising wandten sich mehrere Horden der Schweden und Franzosen auf einmal. In einer regnerischen Nacht (am 15. September 1646) legten sie Leitern an die Mauern; die Verwegensten stiegen ein, gingen zum Veitsthor, stießen in die Trompeten, schossen die Bürgerwache nieder, hieben das Thor auf und ließen die andern ein. Bald färbte die Gassen das Blut der Erschlagenen. An der Isarbrücke wurden die Schweden, als sie herüber wollten, von vierzig muthigen Schützen zurückgetrieben. Am folgenden Tage kamen die Kaiserlichen und fanden kaum zwanzig Männer mehr in der unglücklichen Stadt. Nach allen Seiten floh das Volk im Lande, das die Gräuel, die seiner harrten, von früher her kannte. Der Churfürst selbst begab sich aus München weg nach Wasserburg, mit ihm alle Einwohner, die noch Etwas zu verlieren hatten, während die Armen vom Lande in die Stadt flüchteten.

Plötzlich zogen alle Streitschaaren der Schweden und Franzosen aus Bayern weg gegen Augsburg, wo der tapfere Oberst Royer die Besatzung kommandirte, und die Bürger ebenfalls die Waffen zur Vertheidigung ergriffen. Neunzehn Tage lang widerstanden sie herzhaft, wiewohl die Stadt mit Bomben und Granaten beschossen und das schwäbische und bayerische Lechufer weit und breit von

streifenden Schaaren ausgeplündert ward. Da rückte der Feldmarschall Geleen mit dem bayerischen Heer heran, die Schweden hoben die Belagerung auf und zogen sich an den Bodensee und das linke Donauufer.

Seit der Mitte des Jahres 1645 schon saßen die Gesandten der kriegführenden Mächte zu Münster und Osnabrück beisammen, um über den Frieden zu berathen; aber die Herren verloren die kostbare Zeit mit unnützem Streit über die Sitzordnung und andere Kleinigkeiten, und der Krieg nahm seinen Fortgang. Daher schloß Maximilian, dem es ernstlich, aus Liebe zu seinem Volke, um den Frieden zu thun war, für Bayern einen Waffenstillstand mit den Schweden und Franzosen zu Ulm ab, am 14. März 1647. Der Kaiser nahm ihm dieß übel, aber der weise Fürst beharrte auf seinem Entschlusse. Sein General Werth hätte auch lieber den Krieg gehabt und wollte mit seinen Truppen zu den Oesterreichern übergehen. Als aber die treuen Soldaten dieß merkten, geriethen sie in heftigen Zorn. „Wer will an Max zum Verräther werden?“ rief eine Schaar der andern zu. Keiner wankte in seiner Treue. Werth entfloh nach Oesterreich.

Die Schweden unter Wrangel waren inzwischen in Böhmen eingedrungen, des Kaisers Lande von neuem bedroht, und Ferdinand hatte nur eine geringe Macht. Er wäre unterlegen, wenn nicht Max wieder für ihn das Schwert gezogen

hätte. Ohnehin war der Waffenstillstand noch nicht giltig; er wurde daher den Schweden gekündigt, mit den Franzosen aber abgeschlossen. So tapfer fochten die Bayern im Jahre 1647, daß Wrangel's Macht in Deutschland vernichtet worden wäre, wenn der kaiserliche Feldherr in Böhmen sich vorsichtiger benommen hätte; er ließ Wrangel nach einer Niederlage, die er ihm beigebracht, nach Niedersachsen entwischen.

Für die Schlappen, die Wrangel durch die Bayern erlitten, gedachte er an ihrer Heimath Rache zu nehmen. Mit den Franzosen vereint brach er im Anfang des Jahres 1648 vierundzwanzigtausend Mann stark in Schwaben ein, schlug den kaiserlichen General Holzapfel bei Zusmarshausen in einem neunstündigen Treffen. Der bayerische Feldmarschall Graf von Gronsfeld stellte sich mit Bayern und Kaiserlichen am Lech auf, ohne dem Feind den Uebergang wehren zu können, und zog sich dann an die Isar zurück. Abermals flüchtete alles Volk aus Städten und Dörfern in die Wälder. Der Churfürst verließ München und suchte in Wasserburg und Braunau, endlich in Salzburg Sicherheit. Auch die Trümmer des bayerischen Heeres zogen sich hinter den Inn zurück.

Jetzt lag das Land wieder wehrlos offen bis zur Isar. Die Franzosen und Schweden durchzogen es und verwüsteten, was in den früheren Jahren noch nicht ganz war zu Grunde gerichtet worden. Freising und Landshut wurden mit stürmender Hand

genommen. Am Inn hatte der bayerische Feldherr Hunoltstein einige tausend Mann gesammelt, mit denen er bei Wasserburg tapfer dem Feind den Uebergang streitig machte. Jäger und Wildschützen verschanzten sich zwischen Kraiburg und Neu-Oetting und vereitelten durch ihre wohlgezielten Schüsse den Bau einer Brücke. Jeder Versuch des Feindes, mit Flößen oder schwimmend über den Fluß zu kommen, war fruchtlos.

Endlich waren wieder vierundzwanzigtausend Mann bayerischer Truppen versammelt, über welche der Freiherr von Enkevorst den Oberbefehl erhielt und mit denen er die Schweden und Franzosen an die Isar zurückdrängte. Die Feinde wichen nur langsam und verwüsteten das ganze Land so furchtbar, daß die kümmerlichen Reste der Bevölkerung mit Baumrinden und Eicheln ihr Leben fristeten.

Am 6. October 1648 hielt Wrangel eine große Jagd in den Wäldern von Dachau; viertausend Schweden hielten Wache. Da brachen plötzlich die Bayern herein, und der schwedische Feldherr entkam nur mit Noth, durch Sümpfe und Moräste fliehend, zu den Seinigen. Jetzt eilte er unter schauderhafter Verwüstung des Landes an den Lech zurück. Bayern war wieder frei, und der Friede, der am 4. November 1648 verkündet ward, beendigte den furchtbaren Krieg. Maximilian aber war der erste aller Fürsten, der seine Soldaten entließ, damit ja das erschöpfte Land um so eher den Segen

des Friedens genieße und der Druck der Kriegslasten aufhöre.

In Folge dieses Friedens, welcher der westphälische heißt, weil Osnabrück und Münster, wo er geschlossen ward, in Westphalen liegen, behielt Maximilian die Churwürde, die Oberpfalz und die Grafschaft Cham. Sein Bayern aber, das er als fünfundzwanzigjähriger Jüngling reich und blühend aus der Hand des frommen Vaters erhalten, sah er jetzt, ein Greis von sechsundsiebenzig Jahren, als eine Wüste. Kaum zwei Drittel der ehemaligen Bevölkerung waren noch vorhanden. Dießseits und jenseits der Donau lagen Gewerbe und Handel darnieder, große Dörfer öde, weite Landstriche unbebaut. Schuldner waren unfähig zu zahlen; Pfarrer so arm, daß sie kaum Brod zu essen hatten. Bettler, Landstreicher und Räuber zogen in Haufen herum. Selbst München, das von allen Städten des Landes am wenigsten gelitten, hatte seinen Wohlstand und einen großen Theil seiner Bevölkerung eingebüßt. Viele Handwerke waren ganz, die unentbehrlichsten zur Hälfte verschwunden. So hatte München vor dem Beginn des dreißigjährigen Krieges 161 Weber, 116 Loderer und 11 Tuchscheerer gehabt; im Jahr 1648 gab es noch 82 Weber, 46 Loderer, 6 Tuchscheerer.

Sechzehntes Kapitel.

Maximilian's Tod.

Die letzten Tage seines langen, leidenvollen Lebens benützte Maximilian dazu, das Unglück seines Volkes zu mildern. Was er nicht mehr thun konnte, hoffte er, werde sein Sohn Ferdinand Maria vollbringen.

Im Jahre 1635, bald nachdem der Tod seine kinderlose Ehe mit Elisabeth von Lothringen aufgelöst, hatte Maximilian die Tochter des Kaisers Ferdinand, Anna geheirathet und von ihr zwei Kinder erhalten: Ferdinand Maria und Max Philipp, der später Landgraf von Leuchtenberg wurde.

Für seinen Sohn Ferdinand Maria hatte Maximilian schon, als dieser erst drei Jahre alt war, aus der Fülle seiner Lebenserfahrungen mit eigener Hand herrliche Lehren niedergeschrieben. „Ich habe dir, was dir zur sichern Richtschnur des Lebens und zur Beförderung eines wahren Ruhmes dienen mag, mit wenigen Worten aufgezeichnet. Wenn du einst die Herrscherbürde übernimmst, wirst du eines Führers bedürfen, der dich nicht nur einmal und sparsam, sondern oft und reichlich mahnt; ich aber werde zu Grabe gehen und dir nicht mehr mit meinem Rathe beistehen können. So mögen denn diese schriftlichen Ermahnungen, als das letzte Vermächtniß deines liebenden Vaters, meine Stelle

bei dir vertreten. Ich hoffe, daß du diese Ermahnungen um so lieber und öfter lesen, dem Gemüthe immer tiefer einprägen und in Gesinnungen und Wandel treu befolgen werdest, je inniger ich von deinem brennenden Eifer für die Ehre Gottes, für dein Heil und für das Wohl des dir anvertrauten Volkes, sowie von deiner Liebe gegen mich überzeugt bin. Ich übergebe dir also als Ausfluß meines väterlichen Herzens einen kurzen Inbegriff deiner Pflichten gegen Gott, gegen dich selbst und gegen deine Unterthanen."

Der weise Vater empfahl dem Sohne das Gebet als den Quell innerer Gottseligkeit und unerschütterlichen Muthes, tadellosen Wandel, die goldene Frucht des Glaubens, Scheu vor den Irrlehren, Ehrfurcht gegen die Priester. Das Geheimniß der Kraft des Menschen sei, lehrte er den Sohn, neben dem frommen Glauben Selbstbeherrschung und Abhärtung, Weichlichkeit aber der Tod aller Tugend. Ueber den Krieg schrieb der kriegserfahrene Held: „Der beste Krieg ist — keiner; ein erträglicher der, welcher gegen Fremde, fern von deinem Lande auf feindlichem Boden geführt wird und nur diejenigen drückt, die deinem Glücke nachstellen. Uebrigens hängt an dem Worte Krieg der Inbegriff alles Jammers. Solltest du je — o möge dich Gott davor bewahren! — durch die Ungerechtigkeit Anderer in die Nothwendigkeit gesetzt werden, Krieg zu führen, so beginne ihn nicht eher, als bis du alle friedlichen Mittel erschöpft hast. Ergreife die Waffen

unter Gottes Beistand, wenn es gilt, die Religion zu schützen, die Treue gegen Kaiser und Reich zu leisten, deine Bundesgenossen mit der versprochenen Hilfe zu unterstützen; wenn es sich handelt um das Heil des Vaterlandes, um Abwehrung feindlicher Angriffe, um Sicherheit deiner Unterthanen und um das Recht, wenn du es nur mehr durch Gewalt der Waffen erkämpfen kannst."

Diese Lehren wurden denn auch von dem frommen Sohn, als er die Regierung antrat, getreu befolgt. Ferdinand Maria's Herrschaft war ein Segen für Bayern. Auch an ihn, wie an seinen edlen Vater, kam der Antrag, die deutsche Kaiserkrone anzunehmen; aber seinem Volk zu Liebe, dessen Wohl er sich ungestört widmen wollte, wies Ferdinand Maria die dringendsten Anerbieten zurück. Ebenso entschieden weigerte er sich bei späteren Anlässen, sich in die Welthändel zu mischen; die Ruhe des Landes ging ihm über alle Ehren und Vortheile, die er durch auswärtige Unternehmungen gewinnen konnte. Eifriger strebte er darnach, die Wunden zu heilen, die der furchtbare Schwedenkrieg dem Bayerlande geschlagen hatte; daher sorgte er für die Wiederherstellung der Schulen und Kirchen, der Klöster und des tief zerrütteten bürgerlichen Wohlstandes. Als er im Jahre 1679 starb, war Bayern wieder im Aufblühen und so kräftig, daß es die Stürme wohl ertragen konnte, die es im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts heimsuchten. Sein Sohn Max Emanuel ärntete die reichen Früchte

seiner stillen, friedlichen Wirksamkeit; ihm lohnte das Bayernvolk durch die heldenmüthigste Treue die Liebe, mit welcher Ferdinand Maria über dem Lande gewaltet hatte.

In Ingolstadt lebte im Kloster der Franciscaner Pater Franciskus, ein hochbetagter Greis, von seinem Obern aus München hinversetzt. Die Bürger liebten den freundlichen alten Herrn, der für den herrlichen Churfürsten die Noth der Gefangenschaft in schwedischer Gewalt als Geisel zu Augsburg erduldet hatte; die Kinder liefen ihm auf der Straße nach und ließen sich von ihm erzählen, was der böse Schwede für Gräuel im Lande verübt, wie das treue Volk unter den schweren Drangsalen geblutet, wie die Soldaten mannhaft im Felde gestanden und für Bayern und das Reich das tapfere Leben gelassen. Lieber aber hörten doch die Alten von der schönen Zeit erzählen, da Maximilian als Knabe fröhlich gespielt und fromm gebetet und fleißig studirt; wie er dann später auf seinen Reisen aller guten Menschen Herzen gewonnen und wie die Bösen Scheu vor dem ernsten Jüngling gehabt, so daß der Verruchteste nicht gewagt hätte, das Gift der Sünde in dieß reine Herz zu streuen. Und vom Herzog Wilhelm erzählte er auch, der mit der edlen Renata wie ein Engel Gottes in die Hütten der Armen kam und Leib und Seele ihnen erquickte. Die Ingolstädter aber berichteten ihm wiederum von dem Aufenthalt Maximilian's in ihrer Stadt als Student, was sie von ihren

Vätern vernommen, und was sie nicht zu sagen und zu erzählen wußten, das wußte gewiß der Pater.

Jockel's Söhne hatten die Waffen für den Landesherrn ergriffen; der ältere war in der Schlacht von Nördlingen gefallen, in welcher der arme Vater auf Seite der Schweden gefochten hatte; der andere war in der Schlacht bei Duttlingen schwer verwundet worden und nach seiner Genesung mit Einem Auge die Donau herunter hungernd und bettelnd nach Ingolstadt gekommen und von den Franciscanern beherbergt worden. Da fand er den lieben Vetter Franciskus und im Kloster Dienste als Knecht. Der Krieg und das Lagerleben hatten seine Sitten verwildert, aber Franciskus brachte ihn allmälig wieder mit frommen Lehren und gutem Beispiel auf die rechte Bahn. Manchmal wollte Peter, so hieß Jockel's Sohn, über das Unglück murren, das ihn zum Kriegsdienst untauglich gemacht; aber der fromme Pater pflegte dann zu ihm zu sagen: „Peter, wir Beide haben die heilige Pflicht, beim lieben Gott die Schuld deines unglücklichen Vaters gut zu machen. Er hat sich schwer versündigt, und wenn er in der andern Welt dafür zu büßen hat, so können wir ihm helfen durch Gebet und gute Werke. Also sei getrost, daß der Herr Gott dich aus deinem wilden Leben herausgerissen hat, wo du zum Beten nicht viel Zeit und Sinn gehabt. Schau den edlen Max an: der hat sein Leben lang nur Gutes gethan und Gutes ge-

wollt, und doch muß er so unaussprechlich viel leiden, so viel als sein ganzes Volk!"

Der 17. September 1651 war ein Tag der Freude für die treuen Bürger von Ingolstadt. Von den Wällen donnerten die Geschütze und erscholl der Jubelruf des Volkes. Maximilian kam mit der Churfürstin und dem Churprinzen Ferdinand Maria in der Stadt an, die noch nie ein siegender Feind betreten hatte. Er besuchte noch einmal die Stellen, welche ihn an die glücklichen Tage seiner Jugend erinnerten, am liebsten die Kirchen, in denen er die meiste Zeit zubrachte. Am 20. September begab er sich unter Regen und Sturm nach St. Salvator, wo er in inbrünstigem Gebete sein Haus, sein Land und das deutsche Reich in den Schutz des Herrn empfahl. Am 21. empfing er in der Jesuitenkirche die heiligen Sakramente der Buße und des Altars; am folgenden Tage aber fühlte er sich unwohl; die Krankheit nahm rasch zu, und am 27. September ging seine Heldenseele unter frommem Gebete zur ewigen Ruhe ein.

Wie trauerten da die wackern Bürger, wie strömten die Thränen über die tiefgefurchten Wangen eisgrauer Männer! Auf allen Straßen, in allen Häusern sprach man von nichts, als von Maximilian's Tod. Aber auch sein ruhm- und leidenreiches Leben war der Gegenstand ihrer Gespräche. Wie leuchteten die Augen der Treuen, wenn sie auf die Thaten und Tugenden des hohen

Fürsten zu sprechen kamen, zu dem sie, als zu dem Felsen, der allein alle Stürme der Vergangenheit überdauert, mit so inniger Liebe und Verehrung emporschauten! Da konnten sie nicht müde werden, einander zu berichten und von Pater Franciskus sich erzählen zu lassen, wie all seine Tage zwischen Gebet und Arbeit getheilt gewesen, wie er täglich zwei Messen gehört und stets seine Gebete auf den Knieen verrichtet hatte, so daß diese hart wie Stein wurden. In seiner schönen Residenz zu München hatte er nur ein kleines, bescheiden eingerichtetes Gemach bewohnt. Stets führte er ein Kästchen bei sich, zu dem er allein den Schlüssel hatte; das enthielt aber nicht Gold und Juwelen, sondern Geiseln und Ketten, mit denen er seinen Leib abtödtete. Von seiner Wohlthätigkeit gegen die Armen, dieser edlen Christentugend, war gar viel zu sagen. So ließ er vor dem Kriege alljährlich eilftausend, manchmal auch dreißig- bis vierzigtausend Gulden durch seine Hofkapläne den Armen zufließen.

Lang ehe der dreißigjährige Krieg begann, legte er von den Einkünften des Landes jährlich eine bedeutende Summe zurück, um für den Krieg, dessen Ausbruch er voraussah, Mittel in der Hand zu haben. Diese Klugheit und Vorsicht leitete alle seine Handlungen; daher schenkten ihm der Kaiser und viele katholische Fürsten volles Vertrauen; daher war er im Glücke nie übermüthig, im Unglücke nie verzagt.

Die sterblichen Ueberreste des großen Churfür-

sten wurden nach zwei Tagen nach München überbracht. Der ganze Klerus der Stadt, alle Behörden und eine große Menge Volkes gaben der Leiche das Geleite über die Donaubrücke. Da kehrte das Gefolge zurück, aber lange noch standen einige Greise an der Brücke und sahen dem Zuge nach, unter ihnen Pater Franz. „So muß ich alter Mann dem edlen Herrn in die Grube schauen," sprach er trübsinnig vor sich hin. Dann ging er langsam in die Stadt zurück, sah nicht, wie die Kinder ihm entgegen liefen und ihm die Händlein boten, hörte den Gruß der Leute nicht, die ihm begegneten, sondern ging still, tief gebeugt in die Kirche des Klosters. Da fand man ihn nach einigen Stunden entseelt an den Stufen des Altares.

Auf einem schönen, von staatlichen Häusern umgebenen Platze in München steht ein hohes Reiterbild. Staunend betrachten die Fremden das stolze Roß und die mächtige Gestalt, die auf ihm sitzt mit ernstem Antlitz und zu kräftigem Befehl erhobenem Arm, und wenn sie den Münchener fragen, wen dieses Gebilde darstelle, antwortet er freudig: „Das ist unser großer Churfürst Maximilian I." König Ludwig I., dessen Herz so warm für den katholischen Glauben schlägt, hat dieß Denkmal dem großen Ahnherrn am 12. Oktober 1839 gesetzt. Die bewegten Zeiten der Gegenwart erinnern jeden Katholiken an das Glück, das ihm durch seinen Glauben zu Theil geworden; sie wecken selbst die Lauen auf, festzuhalten am Glauben der Kirche. Da blickt

Bayern mit Stolz auf den großen Wittelsbacher, den ersten seiner Churfürsten. Er war es, der den katholischen Glauben im deutschen Vaterlande rettete. Der große Churfürst steht jetzt vor dem Throne Gottes, bittend für das geliebte Bayerland und seine Regenten; wohl hat seine Fürbitte ihre Kraft bewährt; möge um ihrer willen auch ferner der Allmächtige Bayern und seine Könige schützen!

Inhalt.

Im Verlage der **B. Schmid'schen** Buchhandlung (F. C. Kremer) in Augsburg sind ferner erschienen und eignen sich ihres trefflichen Inhaltes und schöner Ausstattung wegen vorzüglich zu **Schulpreisen** und **Festgeschenken**:

Alberi, Eugen, **Leben der Katharina von Medici.** Aus dem Italienischen übersetzt. gr. 8. 308 und XVI S. geh. 2 fl. oder 1 Thlr. $7^1/_2$ Ngr.

Andachten zum allerheiligsten Herzen Jesu. Neunte, neu bearbeitete Auflage. Mit einem Stahlstiche. 16. 208 S. br. 24 kr. oder 8 Ngr.

Andacht zur heiligen Jungfrau Ottilia, Stifterin und Abtissin der ehemaligen Klöster Hohenburg und Niedermünster im Elsaß. Nebst Morgen-, Abend-, Meß-, Beicht-, Communion- und Vesper-Andacht. Mit Genehmigung des Hochwürdigsten Bischofes von St. Gallen. Mit zwei Bildern. 16. 172 S. geh. 15 kr. oder 5 Ngr.

Archdeacon, M. Esq., **Shawn Na Soggarth, der Priesterfänger.** Eine irische Erzählung aus den Zeiten der Religionsacht. Uebersetzt von C. H..... Zweite Auflage. 8. 376 S. geh. Mit einem Stahlstich. 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr.

Audin, J. M., **Geschichte des Lebens, der Lehren und Schriften Calvins.** Nach der zweiten Ausgabe des französischen Originals übersetzt. Mit einer Vorrede von Dr. C. Egger. 2 Bde. gr. 8. 730 S. 3 fl. 36 kr oder 2 Thlr.

Augustinus, oder: **Der Weg von und zu Gott,** dargestellt in der Lebensgeschichte des heiligen Augustinus und gewidmet der studirenden Jugend. Im Anhange ein katholisches Gebet- und Erbauungsbuch mit auserlesenen deutschen und lateinischen Gebets-Formularien, von einem katholischen Geistlichen. Mit einer Titelvignette. 16. XIV und 328 S. geh. 36 kr. oder 12 Ngr.

Blaha, Dr. H., **Lebensbilder aus unserer Zeit.** 8. 257 S. geh. 1 fl. 12 kr. oder 22½ Ngr.

Braun, Isab. (Verfasserin der „Bilder aus der Natur", „Bilder aus der deutschen Geschichte" 2c.), **Helden des Christenthums.** 12. eleg. br. 54 kr. oder 18 Ngr.

Brug, Franz Maria, **Nur im Glauben ist Heil!** oder: **Der Royalist und der Republikaner.** Eine moralische Erzählung für die reifere Jugend. Mit einem Stahlstich. 12. 188 S. geh. 54 kr. oder 17½ Ngr.

——, **Robert, der Waisenknabe,** oder: **Das Andenken an die Mutter.** Eine moralische Erzählung, nach dem Französischen bearbeitet. Mit einem Stahlstiche. 12. 184 S. geh. 54 kr. oder 17½ Ngr.

——, **Jungfrau, Gattin und Mutter,** oder: **Die weiblichen Pflichten.** Eine moralische Erzählung nach dem Französischen. Mit Stahlstich. Zweite Auflage. 12. 243 S. geh. 54 kr. oder 17½ Ngr.

——, **Der Galeerensträfling,** oder: **Die göttliche Gerechtigkeit.** Eine Erzählung für die Jugend, so wie für Christen jedes Standes und Alters. Nach dem Französischen bearbeitet. Bevorwortet von Christoph von Schmid. Mit Stahlstich. 12. 194 S. geh. 54 kr. oder 17½ Ngr.

Büschl, A., königl. Inspektor des Schullehrerseminars zu Lauingen 2c., **Geistliche Rose.** Ein katholisches Gebet- und Andachtsbuch. Mit Erlaubniß der Obern. Vierte Auflage. Mit Stahlstich. gr. 12. 27 kr. oder 9 Ngr.

—— Dasselbe, feine Ausgabe mit drei Stahlstichen. 45 kr. oder 14 Ngr.

Deutinger, Dr. Martin, **Bilder des Geistes in Kunst und Natur.** Zwei Bändchen. Zweite Auflage. 12. 545 S. geh. 2 fl. oder 1 Thlr. 7½ Ngr.

Erzählungen aus der bayerischen Geschichte, mit besonderer Berücksichtigung der Pfalz. Mit einer Vorrede von Dr. C. Egger, Domdecan und bischöflichem Offizial in Augsburg. Zum Gebrauche

in katholischen Volksschulen. Zweite Auflage 12. 192 S. geh. 24 kr. oder 8 Ngr.

Gottesurtheil, das, oder: Hugo und Adelgunde. Ein Zeitbild aus dem Mittelalter. Der reifern Jugend gewidmet von dem Verfasser „die Kinder der Wittwe." Mit Stahlstich. 12. 170 S. geh. 48 kr. oder 15 Ngr.

Höß, F. A., **Kurzer und leichtfaßlicher Unterricht von der Landwirthschaft** in katechetischer Form, bearbeitet zunächst für die Schuljugend auf dem Lande und auch für Erwachsene. Mit acht lithogr. Tafeln. 12. 206 S. geh. 24 kr. oder 8 Ngr.

Kreuz, das, und die Sturmfluth, oder: Die Friesen auf den Halligen. Eine zeitgemäße Erzählung und charakteristische Schilderung der Westküste des Herzogthums Schleswig, von dem Verfasser: „Die Kinder der Wittwe" der reifern Jugend gewidmet. Mit Stahlstich. 12. 183 S. geh. 54 kr. oder $17^1/_2$ Ngr.

Lebensgeschichte des heiligen Johannes Franziskus Regis aus der Gesellschaft Jesu. Ins Deutsche übersetzt von Dom. Schelkle, ehemal. Professor am katholischen Schulhause zu Augsburg. Mit einer Vorrede von Dr. C. Egger, Domdecan an der Augsburger Kathedrale, Ritter ꝛc. Zweite Auflage. Mit Stahlstich. gr. 8. 256 S. geh. 1 fl. 30 kr. oder 27 Ngr.

Loé, Thadd., **Religiöse Harmonien** nebst metrischer Uebertragung einiger Psalmen Davids. 8. 114 S. eleg. cart. 54 kr. oder $17^1/_2$ Ngr.

Mettenleiter, Dom., **Frühlingssprossen, oder: Moralische Erzählungen** mit religiösen und zeitgemäßen Erwägungen. 12. 144 S. br. 30 kr. oder 10 Ngr.

Nack, C. A., **Neige, o Herr, dein Ohr und erhöre mich!** Vollständiges katholisches Gebet- und Erbauungsbuch zum Gebrauche für Kirche und Haus. Sechste Auflage, sorgfältig überarbeitet und vielfach ergänzt. Mit drei Stahlstichen und christlichem Album. 16. 496 S. br. 45 kr. oder 15 Ngr.

O'Neill Daunt, W. J. Esq., **Heilige und Sünder.** Eine Erzählung aus der Neuzeit. Uebersetzt von K. H. 2 Bde. 8. 755 S. geh. 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 15 Ngr.

Pfaff, C., **Des Iren Tochter.** Eine Erzählung für die reifere Jugend. Mit Stahlstich. 12. 164 S. geh. 48 kr oder 15 Ngr.

——, **Wildmeisters Röschen.** 12. 264 S. geh. 1 fl. oder 18 Ngr.

Skizzen aus Nordamerika, Schilderungen aus der Natur, dem religiösen, politischen und socialen Leben. In Briefen eines katholischen Missionärs. 8. 296 S. geh. 36 kr. oder 11 1/4 Ngr.

Waitzmann, J. G., **Ritter Berthold von Hohenburg,** oder: **So rächt sich der Christ.** Eine belehrende Erzählung für die reifere Jugend. Mit Stahlstich. Zweite Auflage. 8 143 S. geh. 36 kr. oder 11 1/4 Ngr.

Wankmüller, F. J., **Spiegel der Heiligen.** Ein katholisches Lehr-, Gebet- und Betrachtungsbuch, nebst einer Legende der Heiligen auf jeden Tag des Jahres. Mit vier Stahlstichen. Zweite Auflage. 12. 532 S. geh. 1 fl. 12 kr. oder 22 1/2 Ngr.

Eine Empfehlung dieses trefflichen Buches Seitens der Verlagshandlung erscheint überflüssig; man bittet nur das Buch zur Hand zu nehmen, die vorgedruckten Beurtheilungen der ersten Auflage werden am besten Zeugniß für den wirklichen Werth dieses Gebet- und Legendenbuches geben; die schöne Ausstattung und der äußerst billige Preis verdienen gewiß alle Anerkennung.

O'Neill Daunt, W. J. Esq., **Heilige und Sünder.** Eine Erzählung aus der Neuzeit. Uebersetzt von K. H. 2 Bde. 8. 755 S. geh. 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 15 Ngr.

Pfaff, C., **Des Iren Tochter.** Eine Erzählung für die reifere Jugend. Mit Stahlstich. 12. 164 S. geh. 48 kr oder 15 Ngr.

——, **Wildmeisters Röschen.** 12. 264 S. geh. 1 fl. oder 18 Ngr.

Skizzen aus Nordamerika, Schilderungen aus der Natur, dem religiösen, politischen und socialen Leben. In Briefen eines katholischen Missionärs. 8. 296 S. geh. 36 kr. oder 11¼ Ngr.

Waitzmann, J. G., **Ritter Berthold von Hohenburg,** oder: **So rächt sich der Christ.** Eine belehrende Erzählung für die reifere Jugend. Mit Stahlstich. Zweite Auflage. 8. 143 S. geh. 36 kr. oder 11¼ Ngr.

Wankmüller, F. J., **Spiegel der Heiligen.** Ein katholisches Lehr-, Gebet- und Betrachtungsbuch, nebst einer Legende der Heiligen auf jeden Tag des Jahres. Mit vier Stahlstichen. Zweite Auflage. 12. 532 S. geh. 1 fl. 12 kr. oder 22½ Ngr.

Eine Empfehlung dieses trefflichen Buches Seitens der Verlagshandlung erscheint überflüssig; man bittet nur das Buch zur Hand zu nehmen, die vorgedruckten Beurtheilungen der ersten Auflage werden am besten Zeugniß für den wirklichen Werth dieses Gebet- und Legendenbuches geben; die schöne Ausstattung und der äußerst billige Preis verdienen gewiß alle Anerkennung.

Lang, Ludwig,

Jockel vom Thal eine Geschichte aus der Zeit des Churfürsten Maximilian I. von Bayern

Augsburg 1854